This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

TAYLOR INSTITUTION
DOMINUS ILLUMINATIO MEA

Vet. Ger. III B. 613

Friedrich Heinrich Jacobi

im

Verhältniß zu seinen Zeitgenossen,

besonders zu

Goethe.

Ein Beitrag

zur

Entwickelungsgeschichte der neuern deutschen Literatur.

Von

Dr. Ferdinand Weycks,

ordentlichem Professor der Philologie und Aesthetik an der Akademie zu Münster.

Frankfurt am Main.

Verlag der Joh. Christ. Hermann'schen Buchhandlung.

L. E. Buchsland.

1848.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
11 DEC 1954
OF OXFORD
LIBRARY

Vorrede.

An einem ſonnigen Nachmittage des launiſchen Herbſtes 1847 wanderte ich vor dem Sendlinger Thore zu München dem großen Begräbnißplatze zu. Die Stadt mit ihren neuen Prachtſtraßen und Palläſten hatte abermals das Bild menſchlicher Regſamkeit und edler Schöpfungsfreude mir geboten, ſo wie der Anblick der herrlichſten Bildwerke und Gemälde die Gewißheit eines höhern geiſtigen Daſeyns, erhaben über den Staub, über die Verworrenheit des Tages. Nun aber zog es mich hinaus dahin, wo fern vom Getümmel der Welt die Todten ruhen. Es iſt nicht die letzte Sehenswürdigkeit Münchens, ſein Gottes-

acker. Die Kunst hat ihren wohlthätigen Anhauch auch hierher verbreitet. Zwischen Blumenhügeln und oft edel geformten Denkmälern ziehen sich lange, wohlgehaltene Straßen hin. Ein hallenähnliches Gebäude, mit Bildsäulen und Büsten geschmückt, schließt im Halbrund das Ganze. Springbrunnen plätschern hier und da; die feierliche Stille des Ortes ist nicht ohne Leben. Männer, Frauen, Kinder waren beschäftigt, Gräber aufzufrischen, der Blumen zu warten. Ich aber suchte unter den vielen Tausenden von Namen, berühmten und unberühmten, die ich las, einen, der von Jugend auf mir hoch geklungen: Friedrich Heinrich Jacobi.

Endlich war es gefunden, das schlichte Denkmal von Eisen, unter welchem der hellste Geist, das edelste Herz nun schon fast ein Menschenalter ruht. Seine Nachbarschaft ist gut: Heinrich Schenk und dessen Sohn, der Dichter Eduard von Schenk, der 1841 starb, zur Rechten der 1843 zu früh geschiedene Wilhelm Abeken, der unermüdliche Forscher der Alterthümer Italiens, etwas weiter die Denksteine der Griechen Leonidas und Mauromichalis, welche hier im Lande der Hyperboreer 1833 die

Cholera hinraffte. Wie viel Geiſt, welcher hohe Ernſt, welche rege Liebe ſchlummert hier im Bereich weniger Schritte! — Da gedachte ich des geſammten Verlaufes des Jacobi'ſchen Lebens. Ich ſah ihn im ſchönen Pempelfort, von blühenden Nachkommen, von edlen Freunden umgeben, wirken für das Beſte, das wir auf Erden zu erlangen vermögen. Mir ward groß zu Muthe. Jetzt ſank im Weſten die Sonne. Sie warf goldnen Schimmer auf die gothiſche Thurmſpitze der Marienkirche in der Au, jenſeits der Iſar, wo ich am Morgen erſt den Geiſt des früh verklärten Baumeiſters verehrt, die Kunſt der Glasmalerei bewundert hatte, welche das irdiſche Dunkel mit dem Zauberlichte des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung erhellen. In der Ferne hoben die Alpen ihre Schneegipfel empor zum ewigen Himmelblau.

Wenige Wochen darauf, an einem trüben October-Abende, ſtand ich zu Weimar vor der Gruft, welche die Reſte unſrer größten Dichter Goethe und Schiller umſchließt, neben den Särgen hochgeſinnter Fürſten. Welche Erinnerungen wecken dieſe Namen! — Friſches Behagen im Bunde mit dem edelſten Streben, und eine ununterbrochene

Kette von Meiſterwerken, die begeiſternd und anſpornend noch die ſpäte Nachwelt ergreifen werden. Aehnliches hat Deutſchland, hat Europa nie vorher geſehen, und wer ſagt, ob es jemals wiederkehrt? — Ich verſetzte mich im Geiſte zurück an den Muſenhof zu Weimar, in das Blüthenalter der deutſchen Dichtung. Es wird ſtets in der Geſchichte einzig bleiben. Deſto ehrwürdiger, bedeutungsvoller, anregender erſcheint uns Spätgeborenen jeder ferne Laut aus jenen Zeiten. So iſt es mir eine theure Erinnerung, und es war gewiß natürlich, daß ſie heute mir emportauchte, einſt in jungen Tagen von Goethe freundlich aufgenommen worden zu ſeyn. Ich kehrte von der Univerſität Berlin nach dem Rheine zurück. Ludwig Tieck in Dresden hatte mir gütig einen Brief an den Dichterfürſten gegeben. Damals war das Reich der Poeſie noch nicht ohne Haupt. Mit hochklopfendem Herzen ſtieg ich die breite Treppe des Goethe'ſchen Hauſes hinan, betrat, über das grüßende Salve hinweg, den Vorſaal, in deſſen Seitenthüre bald die hohe Geſtalt des Altmeiſters erſchien, mich freundlich heranwinkend. Seine Worte, ſein Weſen waren nicht vornehm abweiſend, wie ich

es oft gehört. Er ging ein auf Fragen, die ich mir erlaubte, ja er gab mir einen Rath, den ich nicht wieder vergaß. „Das Alterthum, sprach er damals zu mir, ist unermeßlich tief und groß, und man wird sein Leben lang damit nicht fertig.“

Was mich aber noch mehr ergriff, war der Gedanke der geistigen Gemeinschaft, welche jene hohen Genien der Blüthenzeit verband. Was Goethe und Schiller einander gewesen, sagt der Briefwechsel beider und der neulich bekannt gewordene Körner'sche mit Schiller fügt eine Menge anziehender Thatsachen hinzu. Gewiß ist das Verhältniß zwischen Goethe und Jacobi nicht minder wichtig für beide und für Andere, und hat viel länger, über vierzig Jahre, gedauert. Aber nicht immer haben die Geschichtschreiber unserer Literatur dasselbe richtig dargestellt. Daran ist schuld Goethe's Eigenthümlichkeit, die in den Schilderungen aus seinem Leben, in Wahrheit und Dichtung, sich nirgends verläugnet. Dann aber ist zu beklagen, daß Jacobi bis jetzt keinen tiefer eingehenden Biographen gefunden. An Stoff gebrach es keineswegs. Ein Enkel des Philosophen, der zu früh verstorbene Prediger Bernhard Jacobi, war durch Vererbung

im Beſitze einer größern Sammlung handſchriftlicher Materialien, und bereitete ſich mit Liebe zu dem Werke vor. Nach ſeinem Hingange mußte ein wichtiger Theil dieſer Papiere, teſtamentlichen Beſtimmungen zufolge, wie deſſen Vater Dr. Max Jacobi, im Vorworte zu dem 1846 erſchienenen Briefwechſel zwiſchen Goethe und Jacobi meldet, vernichtet werden, und es iſt demnach von dieſer Seite (außer dem noch zu erwartenden Briefwechſel zwiſchen Herder und Jacobi) keine Hoffnung zu namhafter Erweiterung unſerer Einſicht in das, was Jacobi gewollt und gethan.

So darf denn wohl auch ein Anderer, den die Verhältniſſe mit Jacobi's Angehörigen früh in nähere Berührung brachten, ſo wie das Bild ſeines Strebens lehrend und mahnend ihn ſtets begleitete, Aufmerkſamkeit und Theilnahme hoffen für den Verſuch, Jacobi's Leben und Wirken zu ſchildern. Möglichſt den bekannten, zumeiſt gedruckten Nachrichten folgend, zog ich ſichere Umriſſe einer ängſtlichen Schilderung des Einzelnen vor. Denn die Berührung der Geiſter war und blieb mir Hauptſache. Darum gab ich dem Gemälde einen Hintergrund, indem ich die Zuſtände

Deutſchlands, und beſonders des Rheines und Düſſeldorf's, in den verſchiedenen Perioden, welche Jacobi durchlebte, nicht überging.

Treue und Wahrheit des Mitgetheilten lag mir näher am Herzen, als Vollſtändigkeit. So iſt über Jacobi's Verhältniß zu Heinſe aus des letztern Briefen (Werke, Ausgabe von H. Laube, 8. u. 9. Band) Manches zu entnehmen, das ich aus Gründen verſchwieg. Wenn S. 40. Fiormona als ein Werk von Heinſe genannt wird, ſo gründet ſich meine Angabe auf die Aeußerung Jacobi's in einem Briefe an Sömmering von 1796 in des letztern Lebensbeſchreibung, von Rudolph Wagner (Leipzig 1844), Th. I. S. 49. Daß H. Laube (Heinſe's Werke, Th. I. S. LXXXVI.), gewiß irrig, jenen Roman dem vor einigen Jahren im höchſten Alter verſtorbenen Biographen Schröder's, F. L. W. Meyer, zuſchreibt, iſt bekannt. Auch Gervinus (Geſchichte der deutſchen Literatur, V. 16.) nennt Fiormona unter Heinſe's Romanen. Einigermaßen erſchüttert dieſen Glauben freilich Heinſe's Verſicherung in einem Briefe an Gleim, vom 23. October 1799 (Heinſe's Werke, IX. 255), ſeit der Hildegard von

Hohenthal ſei nichts von ihm erſchienen. Aus einem andern Briefe Heinſe's, vom 22. März 1794 (Werke IX. 251) ſtellt ſich dagegen das Irrthümliche einer von mir Seite 78 gewagten Vermuthung heraus, da Heinſe allerdings 1792 „zur Zeit der Mainzer Freiheitsfarce," wie er es nennt, in Düſſeldorf ſich aufhielt. So konnte und mußte er wohl dort mit Goethe zuſammentreffen, wie ſchon einmal achtzehn Jahre vorher.

Goethe's Erſcheinung iſt in ihrer Art einzig. Auf Jahrhunderte hinaus wird ihre Nachwirkung fortdauern. Was ihm nahe geſtanden, was ihn freundlich oder anregend berührt hat, kann und wird nie vergeſſen werden. Dafür iſt von ihm ſelbſt geſorgt. Deſto beſſer, wenn es Männer ſind von ſolchem Werthe, ſolcher eignen nachhaltigen Bedeutung, wie derjenige, deſſen Bild hier aufgeſtellt worden! — Im Sturme der Zeiten wendet mit Erhebung der Blick ſich zu den feſten Felſen.

Münſter, 4. März 1848.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
I. Düſſeldorf am Rhein und Pempelfort, vor Jacobi's Auftreten	7
II. Jacobi's Anfänge. Wieland.	15
III. Jacobi und Goethe	32
IV. Jacobi, der Philoſoph, im Verhältniß zu ſeiner Zeit	66
V. Anbruch der neuen Zeit	82
VI. Jacobi's Wanderjahre	102
VII. Goethe's Meiſter und Schiller	108
VIII. Jacobi in Eutin	117
IX. Jacobi's Reiſe an den Rhein und nach Paris .	132
X. Jacobi in München	139
XI. Jacobi Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften	145
XII. Jacobi über Offenbarung und Natur . . .	151
XIII. Jacobi's letzte Lebensjahre	161
XIV. Schlußwort. Jacobi's geiſtige Bedeutung . .	169

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder."

Goethe.

Habt ihr jemals, zur schönen Zeit, wo Alles grünt und blüht, das freundliche Düsseldorf besucht? Seid ihr gewandelt durch seine lichten, reinlichen Straßen, über die baumgeschmückten Plätze, und dann wieder hinaus in den reizenden Hofgarten, der mit schattigen Baumgängen, üppigen Wiesen und spiegelnden Wasserflächen die fröhliche Stadt umfängt? — Wenn dann aus jedem Gebüsch euch Nachtigallen grüßen, wenn die Lerche jubelnd in blaue Lüfte steigt, und ein milder Abendhauch in den ragenden Pappeln, den ehrwürdigen Linden spielt, die dort an der stillen Düssel sich reihen, dann vernimmt das Herz den Schauer der Ahndung. Er spricht es klar dem Geiste aus: „hier ist geweihter Boden!" Verlassen wir jetzt den ältern Hofgarten, mit den stolzen Lindengängen, die zu dem Sitze der Fürsten, dem Jägerhofe, führen. Auch da

winken Erinnerungen. Es war in kindiſchen Tagen, vor mehr als einem Menſchenalter, da ich ihn einſt vom dichteſten Gewühl umgeben ſah. Alle Wege und Straßen füllten goldſchimmernde Krieger, in den Bäumen hingen jubelnde Knaben, und mitten hindurch flog auf raſchem Schimmel, von polniſchen Lanzenträgern umgeben, ein kleiner Mann im grünen Kriegskleide, der neue Cäſar. Es war kurz vor dem Zuge nach Moskau; ſein Stern, im Zenith, neigte ſchon dem Untergange zu. Aber kein Sterblicher ahndete den tiefen Fall, er ſelbſt von Allen am wenigſten. Denn das Schickſal ſchreitet ſchnell. Laſſen wir ihm ſein Recht! — Bleibt doch Vieles, ja Alles, dem Menſchen, der ſich erkennen will. Seht ihr dort ſeitwärts das beſcheidene Thor? — Es öffnet ſich gern auch leiſem Druck. Kein grimmiger Hofhund, kein anmaßender Lakai hemmt den Eintritt. Unendliches Blättergeſäuſel prächtiger Ulmen und Platanen, die ſüdlichen Düfte der Citronen und Pomeranzen empfangen uns, und aus der Ferne über die Wieſen von prangenden Fliederbüſchen her die Liebesſeufzer ſeliger Nachtigallen. Die Lüfte ſcheinen zarte Geheimniſſe zu flüſtern. Wir ſind im Garten der Poeſie, im akademiſchen Haine des deutſchen Platon; Friedrich Heinrich Jacobi's geliebtes Pempelfort umgibt uns.

Dort hinter immergrünen Bäumen des Südens birgt ſich das geräumige Haus, wo er Jahre der edelſten Thätigkeit zubrachte, von blühender Nachkommenſchaft umgeben, und die beſten, ausgezeichnetſten Männer und Frauen Deutſchlands gaſtlich empfing. Jenes kleine Nebengebäude beherbergte abwechſelnd den muntern Heinſe und den ernſten, himmelſuchenden Hamann, kurz vorher, ehe er zu Münſter das müde Auge ſchloß. Hieher lud einſt Jacobi den mit ſeiner Umgebung zerfallenen Leſſing, und verhieß ihm Ruhe und Pflege. Aus jenen Fenſtern blickte Goethe nachdenklich zu den ſchon herbſtlich bunten Bäumen, da er nach dem wirren Feld- und Lagerleben, beim Zuge gegen Frankreichs junge Freiheit, in der Nähe des frühgeliebten Freundes die beſſern Geiſter ſeiner Jugend wiederfand. In den Sälen ergingen ſich Herder und Fürſtenberg; noch wehen dort die zärtlichen Scherze Johann Georg Jacobi's und die eifrige Himmelsſehnſucht der Fürſtin Gallitzin.

Heiter, mit dem Gefühle wohnlicher Sicherheit, umſchließt der Luſtgarten das Haus. Nirgend erblickt man im Grün die feſte Mauer, nur Wieſen, Linden-, Ulmen-, Pappelgänge, dazwiſchen mannigfaltiges Gebüſch. Das ſind die Schatten, die ich als fröhlicher Knabe mit Jacobi's Enkeln in lautem Jubel durch-

schwärmte. Hier lieferten wir unsre Heldenschlachten; dort auf dem Teiche lockte der schaukelnde Kahn oft in's nicht gewollte Bad; daneben im Ulmenwäldchen stieg, wenn der Abend dunkelte, die züngelnde Lohe unsrer Freudenfeuer empor, und gaukelte malerisch auf dem Wasserspiegel, wenn irgend ein Geburtstag in der zahlreichen Familie die kleine Gesellschaft höher stimmte. Vorüber auch dies! — Nur Eines ist mir geblieben: an den Namen Jacobi knüpfte sich früh der Begriff von würdigem Lebensgenuß und edelstem Behagen aller Verhältnisse. Das war lange vorher, ehe ich nur zu ahnden vermochte, wer und was der Großvater sei, dessen lorbeerbekränzte Büste im Saale jährlich an seinem Geburtstage in fröhlichen Spielen von uns umzogen wurde. Als ich es später erfuhr, da war die Jugendlust vorbei, der von mir nie gesehene Großvater im fernen München bereits gestorben, die Enkel zogen einer nach dem andern in die Welt hinaus. Leben und Lust sind ein Traum. Auch die Erinnerungen, welche über dem Garten zu Pempelfort schweben, gehören schon der Vergangenheit, von der kämpfenden, mit sich selbst beschäftigten Zeit, in der wir leben, kaum noch geachtet. Und doch wie Schatten steigen sie mir herauf, die Bilder jener Tage, und ich sehe in Gedanken eine lange Reihe

mehr oder minder ausgezeichneter Männer und Frauen, die auch mir, während eines Vierteljahrhunderts, in den gastlichen Sälen, unter den hohen Schattengängen von Pempelfort begegneten. Der Geist schien sich diese Stätte einmal erkoren zu haben. Georg Arnold Jacobi, zweiter Sohn des Philosophen, besaß das Gut. Mit F. L. von Stolberg und L. Nicolovius hatte er in der Jugend Italien bereiset; seine Briefe in's väterliche Haus sind gedruckt. Die Erinnerungen des herrlichen Landes verschönerten sein Leben, das im höhern Staatsdienste ihn frühzeitig zu bedeutenden Verhältnissen führte. Die Werke Raphael's und Michel-Angelo's, in trefflichen Kupferstichen, so wie manche mündliche Aeußerung Jacobi's, wenn ich als Knabe in seine erlesene Bibliothek, oder in das schöne Treibhaus ihn begleiten durfte, warfen früh Blitze in meine junge Seele. Und mit fast verwandtschaftlichem Wohlwollen achtete Georg Jacobi auf meine Schritte. So that auch seine edle Gemalin, Luise, geborene Brinkmann, die ein tiefinniges Gemüthsleben mit geistiger Kraft und Thätigkeit in seltenem Grade verband. Ein Jahr (1845) rief beide ab in's Land des Friedens. Nun erst scheint mir Pempelfort verödet.

Darum, ehe fremde Geister einkehren an der

geliebten Stätte, wollen wir versuchen, das Bild der Vergangenheit heraufzubeschwören: Friedrich Heinrich Jacobi, umgeben von den Gestalten seiner besten Zeit, im Garten zu Pempelfort. Den Zauberstab der Phantasie wollen wir nicht verschmähen, doch vor allen gute Führer befragen. Goethe's Schilderungen in seiner Lebensgeschichte athmen jugendliche Wärme, so oft er dieser Kreise gedenkt. Und jetzt besitzen wir auch seinen Briefwechsel mit F. H. Jacobi, zu kräftigster Bestätigung jener Darstellungen. Vieles bietet aber auch die Sammlung der Werke Jacobi's, und besonders sein Briefwechsel, den F. Roth bekannt gemacht.

I.

Düſſeldorf am Rhein und Pempelfort, vor Jacobi's Auftreten.

Verſetzen wir uns denn mit einem Schlage um ſiebzig Jahre zurück, in das Zeitalter Friedrichs des Großen und der Aufklärung, die Blüthe Klopſtock's, Wieland's, Leſſing's, die Zeit der Empfindſamkeit, des Sturmes und Dranges, den der junge Aar Goethe, mit ſeinem Götz von Berlichingen und Werther, unter die deutſchen Geiſter gebracht. Wie ſah das Leben um 1777 am Niederrhein, wie namentlich in Düſſeldorf und Pempelfort aus?

Der ſiebenjährige Krieg hatte auch hier gewüthet, die Franzoſen, welche bei Crefeld am 23. Juni 1758 durch Herzog Ferdinand von Braunſchweig geſchlagen worden, in Stadt und Land viel Ungebühr verübt. Die Folgen der Theilung Deutſchlands in eine Unzahl kleiner Gebiete laſteten immer am ſchwerſten auf den Gränzländern, beſonders am Rhein. Das hatte nach dem dreißigjährigen Kriege zuerſt die Verwüſtung der Pfalz durch Ludwig XIV., dann der ſpaniſche Erbfolgekrieg vielfach bewieſen. So erhielt das geſammte Leben eine beſondere Färbung:

Land und Leute fielen dem Kleinen, Beschränkten anheim. Kunst und Wissenschaft lagen im Todesschlafe. So kam die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts heran. Da geschah in Deutschland das kaum noch Gehoffte. Ein junger, geistesfrischer König brachte die träge Masse in Bewegung. Dieser Ruck ging durch Alles, — Staat, Sitten, Leben und Kunst. Er wirkte fort auf Jahre, in allen Gegenden deutscher Zunge, besonders auch am Rhein. Düsseldorf, die Hauptstadt des Herzogthums Berg, umgeben von gewerbfleißigen, meist wohlhabenden Orten, hatte schon im 16. Jahrhunderte, unter den letzten Herzogen aus dem Jülich-Cleviſchen Hause, einen gewissen Schimmer der Bildung erlangt. Die nach 1609 herrschenden Neuburger Pfalzgrafen, seit 1685 Kurfürsten der Pfalz, brachten das heitre Wesen des Südens in's Land: Johann Wilhelm besonders, welcher, nachdem Heidelberg durch Melac verwüstet war, seinen Sitz nach Düsseldorf verlegte, und in der Folge manches prächtige Lustschloß, namentlich aber die vielbewunderte Gemälde-Gallerie gründete. Bis 1805 war sie die Zierde der Stadt und ein nie versiegender Quell der Kunst und des bessern Geschmackes. Denn das Schöne gibt seine Gegenwart durch schöpferische Wirkung zu erkennen. Noch jetzt, nachdem fast ein halbes Jahr-

hundert verfloſſen, ſeit die Gallerie nach München entführt iſt, gewahrt man in Düſſeldorf die Nachwirkungen jener Zeiten. Das freudige Gedeihen der Kunſtakademie, 1777 geſtiftet, 1822 erneut, ſpricht dafür. Aber nicht minder thut es die bis auf neuere Zeit dort einheimiſche Achtung vor Bildung und Geiſt. Während in den übrigen Rheinſtädten — Mannheim und etwa Karlsruhe abgerechnet — Handel und Lebensgenuß Alles überwucherten, zeigt Düſſeldorf ſchon zu der erſten Zeit Friedrich's II. eine gewiſſe Theilnahme an der neuen Bewegung. Die Confeſſionen wohnten hier ſeit lange friedlich neben einander. Ein gutentheils vermögender Adel, auch der Bildung und Kunſt nicht abhold, ſammelte ſich in der Hauptſtadt, und gab durch Aufwand und Feſte dem Leben Glanz. Reiche Klöſter und Stifter, Werden (an der Ruhr), Meer, Wiſſen, Altenberg (an der Dhün) u. a. nahmen die jüngern Söhne und Töchter auf. Unweit Düſſeldorf, in freundlichem Thalgrunde, liegt Gerresheim, aus deſſen Fräuleinſtift einſt Kurfürſt Gebhard Truchſeß von Waldburg die ſchöne Agnes von Mansfeld entführte. An demſelben Orte finden wir in den ſiebziger Jahren des 18. Jahrhunderts den heitern Frühlingsſänger Johann Georg Jacobi zu den Füßen ſeiner Philaiden, die Legenden der Heiligen Gericus und Hippolytus in

ſchalkhafte Verſe bringend. Näher bei der Stadt, am Fuße des Grafenbergs, im Trappiſtenkloſter Düſſelthal (jetzt eine Beſſerungsanſtalt) wurden jene berufenen Lorenzo-Doſen verfertigt, die als empfindſames Erkennungszeichen unter der zahlreichen Yorick-Brüderſchaft umliefen, welche ſo reich an Thränengüſſen, als an Thaten arm erſchien.

Die Zeit zwiſchen dem ſiebenjährigen Kriege und der franzöſiſchen Umwälzung hatte in Deutſchland ſo Manches angeregt, daß man zuletzt in ein Chaos ſüßer Schwärmerei verſank. Rouſſeau verwies auf die Natur, Wieland auf die Grazie, Klopſtock auf den Meſſias. Das war zu viel auf einmal für das deutſche Gemüth. Ueber die eigentlichen Zwecke des Strebens noch unklar, überließ man ſich dem unbeſtimmten Drange des Gefühles. Es war etwas Jugendliches in jener Zeit: ſtarke Regſamkeit, lebendige Hoffnung, Jeder von ſich und ſeinem Werth im Tiefſten eingenommen. Dazu der von Friedrich II. ausgehende Trieb zur Aufklärung des Volkes, Ablegung verjährter Vorurtheile, Verbeſſerung der öffentlichen Zuſtände, beſonders durch die Erziehung. Am Rhein befand ſich ſeit Jahrhunderten der öffentliche Unterricht meiſt in den Händen der Geiſtlichkeit, vorzüglich der Jeſuiten. Mit ihrer Aufhebung (1773) beginnt eine neue Zeit,

die ſich auch hier bald zu erkennen gab. Selbſt in den geiſtlichen Kurſtaaten. Zu Cöln war 1761 auf den prachtliebenden Clemens Auguſt von Bayern Graf Max Friedrich von Königseck-Rothenfels gefolgt. Er begann Verbeſſerungen, für welche in ſeinem Hochſtifte Münſter beſonders der geiſtvoll verſtändige Fürſtenberg wirkte. An die Seite der veralteten Univerſität Cöln ſetzte Kurfürſt Max Franz, Bruder Joſeph's II. (1785 — 1801), die neue Hochſchule zu Bonn, welche der Aufklärung Bahn brechen ſollte. Zu Trier und Coblenz geſchah Manches durch den letzten Kurfürſten Clemens Wenzeslaus, Prinzen von Polen, Oheim Ludwigs XVI., ſo lange die Parteiung ihm Ruhe ließ. In Mainz umgab der weltmänniſche Friedrich Karl von Erthal (1774 — 1802) ſeinen Hof mit Glanz, und berief ausgezeichnete Proteſtanten, wie Georg Forſter, Heinſe, Johannes Müller, in ſeine Nähe. Natürlich wirkten dieſe Vorgänge mit auf die Zuſtände von Düſſeldorf. Von drei Seiten lag das Herzogthum Berg umſchloſſen von des großen Friedrich Ländern, — Cleve, Mark und Ravensberg; in wenigen Stunden war von der Hauptſtadt aus die Gränze erreicht, und ohnedies ſchauten die proteſtantiſchen Gemeinden gern hinüber in ſein Gebiet. Für ſie war die Univerſität zu Duisburg, von Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürſten,

gestiftet, ein Brennpunkt des Wissens und der Bildung. Herzog von Jülich und Berg war, nach dem Aussterben der Neuburger Linie, 1742 Kurfürst Karl Theodor aus dem Hause Sulzbach geworden. Ueber ein halbes Jahrhundert, bis 1799, beherrschte dieser wohlwollende, persönlich nicht unbegabte Fürst das schöne Erbe der Pfälzer, und vereinigte damit 1777, nach dem Aussterben des Kurhauses Bayern, auch dessen Länder. Abwechselnd zu Mannheim und zu Düsseldorf, doch meist an jenem Orte, hielt er seinen lebensfrohen Hof. Zu Düsseldorf bestand unter einem Statthalter eine Regierung, die Hofkammer genannt. Auch hier begegnet um 1770 uns das Trachten nach Fortschritten und Verbesserung. Freilich nicht immer mit glücklichem Erfolg, nicht ohne Mißgriffe. Aber der lange Frieden trug goldne Früchte. Der Ackerbau blühte, besonders im Jülich'schen, dagegen im Bergischen Handel und Fabriken. Seit Jahrhunderten waren Solinger Stahlwaaren auf allen Märkten der Welt gesucht; Elberfeld und Barmen rühmten sich ihrer Weberei und Färberei, so wie der schönen Bleichen an der rauschenden Wupper.

In Düsseldorf, der Hauptstadt, zugleich der Landesfestung, gab es wenige oder keine Fabriken. Eine der ersten errichtete dort um 1766 ein aus dem

Hannöver'schen eingewanderter Kaufmann, Johann Konrad Jacobi. Von seiner Familie ist zu bemerken, daß er von einem Prediger Johann Andreas Jacobi stammte; sein Bruder Johann Friedrich Jacobi war gleichfalls Prediger, zuletzt General-Superintendent in Celle. Auch Johann Konrad Jacobi war nicht ohne Geist und Kenntnisse. Besonders aber beglückte ihn der Besitz der edelsten Gattin, einer geborenen Fahlmer aus Düsseldorf, welche ihm zwei Söhne schenkte, Johann Georg und Friedrich Heinrich. Nach ihrem Tode erhielt er von seiner zweiten Frau noch drei Kinder: Charlotte, Helene und Peter. Dies ist der Familienkreis, welchem der Philosoph Jacobi entsprang. Die Umstände des väterlichen Hauses waren behaglich, ja reich. Johann Konrad Jacobi besaß ein ansehnliches Haus in der Stadt, mit der Aussicht auf den Wall und über dessen Baumreihen hinaus in's Freie. Außerdem legte der begüterte Handelsmann zu Pempelfort, einige Minuten vor dem Thore, an dem wasserreichen Düsselbache, einen weitläufigen Garten an. Unter dessen fröhlich aufgrünenden Obst- und Zierbäumen brachte er gern seine Mußestunden zu. Hier erbaute er ein Treibhaus und Wohnungen für Herrschaft und Gärtner. Gleich daneben, jenseits des Baches, legte er alsdann eine große Zuckerfabrik an.

Von dieser versprach sich Jacobi reichen Gewinn, allein gerade sie ward sein Unglück. Bald hernach brannte sie ab. Er aber, von der Regierung aufgefordert und unterstützt, baute sie wieder auf. Unterdessen hatten die Handelsaussichten sich völlig geändert; das Geschäft stockte, Jacobi gerieth in schlimme Verlegenheit. Hunderttausend Thaler waren verloren, und dazu schuldete er der Hofkammer noch 26,000 Thaler*), für welche Summe er derselben 1774 die Gebäude und Geräthe der Fabrik überließ. Der Garten jedoch und das Landhaus blieben in seinem Besitz. Schon damals vereinigte diese Villa oft die Glieder der Familie Jacobi. Es war die Zeit gekommen, wo dieser Name auch in weitern Kreisen einen guten Klang erhielt. Denn schon wurde der Dichter Johann Georg Jacobi in Deutschland mit Achtung genannt, mehr noch bald darauf sein jüngerer Bruder Friedrich Heinrich.

Es ist überall mißlich, bei der Betrachtung ausgezeichneter Männer den Gelehrten und Schriftsteller von dem Menschen zu trennen: bei F. H. Jacobi ist es geradezu unmöglich. Immer stand ihm das Menschliche in erster Reihe; die Unmittelbarkeit des Lebens ward ihm Prüfstein der Wissenschaft.

*) F. H. Jacobi's Briefwechsel, Th. I. S. 157.

II.

Jacobi's Anfänge. Wieland.

Friedrich Heinrich Jacobi ward am 25. Januar 1743 zu Düſſeldorf geboren, zwei Jahre nach ſeinem Bruder Johann Georg. Mit dieſem erhielt er zu Hauſe ſorgfältigen Unterricht. Allein ſo raſch ſich der junge Dichter entwickelte, ſo langſam waren Friedrich's Fortſchritte. Sein Bruder bezog 1758 die Hochſchule zu Göttingen, er aber ward 1759 als Handlungslehrling nach Genf geſchickt, um ſich im Franzöſiſchen zu vervollkommnen. Hier nun, durch den Unterricht des Mathematikers Le Sage, durch den Umgang begabter Freunde, erwachte ſein Geiſt. Er empfand zum erſten Male den Drang zu höherer Wahrheit und Gewißheit, der ihn ſeitdem nicht mehr verließ. Neunzehn Jahre war er alt geworden, als er (1762) in das väterliche Haus zurückkehrte, und, nach des Vaters Wunſche, die Handlung übernahm. Bald darauf verband er ſich mit Betty von Clermont, der Tochter eines reichen Handelsmannes zu Vaels bei Aachen, die der Stern ſeines Lebens ward. Allein die Arbeit auf dem Comptoir ſagte dem ſtrebenden Geiſte gar nicht zu. Mit Le Sage in Genf ward fortwährend ein

wiſſenſchaftlicher Briefwechſel geführt. Schon damals erſtrebte Jacobi eine Verbindung der Welterfahrung, des erſcheinenden Lebens mit Tiefe der Forſchung, welche der Philoſophie in Deutſchland bis dahin völlig unbekannt ſchien. So ward er 1770 durch ſeinen Bruder Georg mit Wieland bekannt, der ſeit Jahren ſchon in ſeiner leichten Art für das, was er Philoſophie der Grazien nannte, thätig, auch durch zahlreiche Werke, wie Agathon (1766), Idris, Muſarion (1768), längſt nicht mehr unberühmt war. Eben jetzt arbeitete Wieland an Vollendung des Agathon, dem er ſeine geſammte Lebens- und Weltanſicht mitzugeben gedachte. Wie erfreut mußten beide Jacobi ſeyn, daß Wieland auf ihr Urtheil, ihren Beifall ſichtbar hohen Werth legte! — Auch Sophie La Roche, Wielands Jugendfreundin, damals zu Ehrenbreitſtein bei Coblenz, gehörte bald zu dem Jacobi'ſchen Freundeskreiſe. Hier wehten milde, weiche Lüfte; man entzückte und betrübte ſich abwechſelnd, immer unter Strömen von Thränen. Männer gegen Männer rühmten in Briefen ſich der Gluth ihrer Empfindungen, der reichlichen Zährengüſſe. Solche Schwäche und Weichheit ſchwebte damals, wie eine trübe Wolke, am Horizonte von Deutſchland. Selbſt Klopſtock war ihr nicht entgangen. Nur der einzige Leſſing ſteht auch da, wie immer, frei und groß. Wieland hatte

freilich ſeine weinerlichen Jugendergüſſe ſpäter mit franzöſiſcher Glätte, mit ironiſchem Spotte vertauſcht. Doch nicht ohne Rückfälle in die frühere Art: In einem Briefe vom 16. Juni 1771 beſchreibt F. H. Jacobi (Briefwechſel, I. 35), wie er Wieland zu Ehrenbreitſtein im Hauſe ſeiner Jugendfreundin Sophie La Roche kennen gelernt. Es war im Mai dieſes Jahres, wo beide Jacobi dort mit Wieland vierzehn glückliche Tage verlebten. „Der freimüthige, heuchelloſe Wieland, heißt es hier, dem der Himmel zu der Leier des Apollo auch das erhabene Wohlwollen dieſes Gottes gab, iſt, ſeiner äußern Geſtalt nach, ein zarter, hagerer Mann von mittelmäßiger Größe. Beim erſten Anblicke ſcheint ſeine Phyſiognomie nicht ſehr bedeutend; denn ſeine Augen ſind klein und etwas trübe, und die Menge von Blatternarben, womit ſeine Haut überdeckt iſt, machen, daß ſeine Züge nicht genug hervorſtechen, um ſich gehörig auszeichnen zu können. Nichts deſto weniger drückt ſich in ſeiner ganzen Geberde das Feuer ſeines Geiſtes und der Charakter ſeiner Empfindungsart auf eine außerordentliche und eigenthümliche Weiſe aus. Wann er ſtark gerührt iſt, ſo geräth ſein ganzer Körper, doch auf eine faſt unmerkliche Weiſe, in Bewegung, ſeine Muskeln dehnen ſich aus; ſeine Augen werden heller und glänzender; ſein Mund öffnet ſich etwas; und ſo

bleibt er in einer Art von Erſtarrung, bis er einige Worte ausgeſprochen, oder ſeinem Freunde die Hand gedrückt hat. Dieſer Ausdruck in Wieland's Perſon iſt ſo fein, daß er den meiſten unbemerkt bleiben muß; ich aber bin mehr als einmal davon bis auf das Mark erſchüttert worden." Ganz in dieſer Art gehalten iſt denn auch die Begegnung Wieland's mit Sophien, wie ſie (S. 39 f.) geſchildert wird. „Der Herr von La Roche lief die Treppe hinunter ihm entgegen, ich (Jacobi) ungeduldig ihm nach; und wir empfingen unſern Freund unter der Hausthüre. Wieland war bewegt und etwas betäubt. Während dem, daß wir ihn bewillkommten, kam die Frau von La Roche die Treppe herunter. Wieland hatte eben mit einer Art von Unruhe ſich nach ihr erkundigt, und ſchien äußerſt ungeduldig, ſie zu ſehen; auf einmal erblickte er ſie — ich ſah ihn ganz deutlich zurückſchauern; er hatte dabei die Miene, die ich vorhin zu beſchreiben verſucht habe. — Sophie neigte mit einer himmliſchen Miene ſich über ihn, und ſagte mit einem Tone, den keine Clairon und keine Dubois nachzuahmen fähig ſind: „Wieland — Wieland — o ja Sie ſind es! — Sie ſind noch immer mein lieber Wieland!" — Wieland von dieſer rührenden Stimme geweckt, richtete ſich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen ſeiner Freundin, und ließ dann

ſein Geſicht auf ihren Arm zurückſinken. Keiner von den Umſtehenden konnte ſich der Thränen enthalten. Mir ſtrömten ſie die Wangen hinunter; ich ſchluchzte, ich war außer mir. — Vor meiner Ankunft in dem La Roche'ſchen Hauſe (ſagt Jacobi im Verfolge) hatte das ſympathetiſche Gefühl noch kein Mal mein Herz ganz eingenommen; auch hatte ich mich noch kein Mal in dem Grade glücklich gefühlt. Nunmehr ſchien mir mein ganzes voriges Leben Tand." — Dies geſchah drei Jahre vorher, ehe Goethe den Werther ſchrieb, welchen man ſo oft mit Unrecht als Quelle jener leidigen Empfindſamkeit bezeichnet hat, deren Haltloſigkeit allein er beweiſen ſoll. Jacobi ſelbſt war ſchon ſeit Jahren mit der liebenswürdigſten Gattin glücklich geweſen, als er in die Geheimniſſe der empfindſamen Zärtlichkeit eingeweiht wurde. Wieland kehrte im Juni 1771 nach Erfurt zurück, wo er ſeine Frau mit der dritten Tochter eben in Wochen fand. Da ſchreibt er denn an beide Jacobi und die andern Freunde: „Ich bin ein ſehr glücklicher Menſch; wie viele vortreffliche Männer, Weiber, Knaben und Mädchen lieben mich! Und o wie liebe ich euch, meine liebſten Brüder und Schweſtern Jacobi! Niemals werde ich es euch ſagen können, wie ſehr. Wie ſelig waren die Augenblicke, die ich mit euch gelebt habe!" (Briefwechſel, I. 33.). Doch bereits am 17. Juni

1771 äußert F. H. Jacobi gegen Sophie La Roche, offenbar mit Beziehung auf den fratzenhaften Leuchsenring, Widerwillen gegen „alle Arten von leiblichen und geistigen Verrenkungen," und warnt vor dem Versuche, zu den einfachen Naturempfindungen neue erfinden zu wollen. So machte doch gegen das Uebel der Zeit der Verstand sich wieder geltend. Seit dieser Zeit knüpfte sich enger die literarische Verbindung zwischen Wieland und F. H. Jacobi. Der letztere schickte Wieland einige von ihm in's Französische übersetzte Werke seines Bruders Johann Georg, welcher schon 1770 zu Halberstadt seine Gedichte in zwei Theilen herausgegeben hatte. Denn seit 1766 war er mit Gleim bekannt, seit 1769 Canonicus zu Halberstadt geworden, wo er mit Gleim, Michaelis, Clamer Schmidt und andern Gliedern jener Schule in zärtlichster Freundschaft schwärmte. Jene französische Uebersetzung wird es wohl seyn, die 1771 zu Paris in zwei Theilen erschien, von dem Verfasser des Lebens Johann Georg's Jacobi (Sämmtliche Werke, Zürich 1822. Bd. VIII. S. 40) einem „unbekannten Uebersetzer" beigelegt. Denn F. H. Jacobi war durch seinen Aufenthalt in Genf des feinern französischen Ausdruckes in hohem Grade mächtig (wie er auch später oft bewies), aber bis dahin noch nicht Schriftsteller. „Die Ueber-

setzung macht dem Uebersetzer Ehre, sagt hierauf Wieland (S. 47), und setzt die Ausländer in den Stand, sich von der Wahrheit der Lobsprüche zu überzeugen, welche die Vorrede dem Dichter gibt. Diese Vorrede ist ein Beweis, was für ein großer Schriftsteller der werden könnte, der sie geschrieben hat, wenn er sich entschließen wollte, Schriftsteller zu seyn." Hocherfreut antwortet F. H. Jacobi aus Gerresheim, wo er sich von einer Nervenschwäche erholen wollte (24. August 1771), dem Freunde, zieht ihn über Bücher zu Rathe, und so knüpft sich ein sehr. genaues literarisches Verhältniß, ein fast ununterbrochener Briefwechsel zwischen Wieland und F. H. Jacobi an, welcher bis zum October 1777 fortläuft. Die Frucht dieses Verhältnisses war der deutsche Mercur, dessen Idee von F. H. Jacobi (nach Art des Mercure de France) zuerst in einem Briefe an Wieland (Düsseldorf, 10. August 1772), ausging. Wieland warf den Gedanken auf, in Verbindung mit beiden Jacobi und einem gewissen Bärstecher, eine gemeinschaftliche Buchhandlung sowohl zum Selbstverlag ihrer Werke, als der Schriften andrer „vortrefflichen Genien," eines Herder, Kant, Garve, Schlosser ꝛc. zu gründen. Unterdessen hatte F. H. Jacobi im Januar 1772 aufgehört, Kaufmann zu seyn, und

war vom Kurfürſten Karl Theodor, auf den Antrag des Statthalters zu Düſſeldorf, des Grafen von Goltſtein, zum Rath bei der dortigen Hofkammer ernannt worden. Sein Fach war ein praktiſches, ſeiner frühern Ausbildung entſprechendes, das Zollweſen. Er betrachtete dieſe Veränderung ſeiner Lage als ein Glück. Wieland freute ſich wohl, Jacobi von den Geſchäften und Sorgen des Comptoirs losgemacht zu ſehen, befürchtete aber doch, es werde dem Freunde nun wenig Muße und Freiheit bleiben. „Ah, mon frère, que je crains ces postes dans les finances! Vous étiez un homme libre, et vous devenez esclave; vous ne dépendiez de personne, et vous allez dépendre de la cour. Vous osiez penser hautement, et vous vous mettez dans le cas ou de vous taire, ou de vous faire des ennemis.“ (Briefwechſel I. 60.) Dieſe Vorherſagung erfüllte ſich acht Jahre ſpäter. Im Jahr 1779 ernannte der Kurfürſt F. H. Jacobi zum Jülich-Bergiſchen Geheimen Rathe und Miniſterial-Referenten über das geſammte Zoll- und Commerzweſen. Seit Kurzem war der Pfälziſche Kurfürſt Karl Theodor auch Kurfürſt von Bayern (1778) geworden. Jacobi's Tüchtigkeit in ſeinem Berufe wurde anerkannt. Im Anfange des Jahres 1779 begab er ſich mit dem Miniſter von Hompeſch, ſeinem Gönner,

nach München, wo große Verbeſſerungen beſprochen werden ſollten. Als aber Jacobi in München der Ausdehnung der baieriſchen Mauth über die Herzogthümer Jülich und Berg ſich kräftig widerſetzte und die bisherige Handelsfreiheit als erſte Bedingung des Wohlſtandes jener Länder verlangte, hierin Adam Smith völlig beiſtimmend*), traf ihn bald die Ungnade des Hofes. Es geſchah gerade ein Jahr darauf, im Sommer 1780. Jacobi verlor die Zulage, als Geheimer Rath, ward jedoch nicht bewogen, deshalb ſeine Entlaſſung nachzuſuchen, wie ihm Freunde riethen. Es war die ſchönſte, glücklichſte Zeit ſeines Familienlebens, ſeiner Verbindung mit den beſten Männern des Vaterlandes. Allein gegen dieſe ſtiegen gerade damals überall Wolken auf. Am 16. September 1780 erhielt der edle Miniſter von Fürſtenberg zu Münſter, bei einem öffentlichen Examen, das Anſinnen des Kurfürſten Max Friedrich von Cöln, um ſeine Entlaſſung einzukommen, was er gleich darauf mit der Ruhe eines Weiſen that; er behielt ſein Gehalt und die Leitung des Schulweſens. Faſt gleichzeitig wurden der Kur-Trieriſche Miniſter, Freiherr von

*) S. die vortrefflichen, damals geſchriebenen politiſchen Rhapſodien, im 6. Bande der Werke, S. 343—418. Jacobi's Anſichten bewähren ſich noch jeden Tag als die rechten.

Hohenfeld, und der Canzler, Herr von La Roche, durch Kurfürst Clemens Wenceslaus von Trier, entlassen, weil sie als Neuerer verdächtigt worden waren. Mit solchen Vorzeichen kündigte sich am Rheine die Gegenwirkung an, welche bald darauf in dem großen Strudel der Umwälzung unterging.

Wir kehren zurück zu F. H. Jacobi's schriftstellerischer Thätigkeit. Im Anfange derselben begegnet uns fast nur Kritik über Wieland's Arbeiten, z. B. die neue Ausgabe des Agathon im Jahr 1772. Mit richtigem Takte rügt er das Bedenkliche, der Tugend Gefährliche in den Gesprächen des Helden mit dem Sophisten Hippias, und beruft sich auf Lessing's mündlichen Ausspruch: „Als ein Werk der Kunst betrachtet ist die Geschichte des Agathon vortrefflich, aber ein sittlich gutes Buch ist sie nicht." (Briefwechsel I. 83.) Daß Wieland mit der Schwärmerei nur zu oft auch die Tugend an den Pranger stelle, sagt Jacobi seinem Freunde rund heraus, und spricht damit jenem einst bewunderten Romane sein Urtheil, welches die Folgezeit durchaus bestätigt hat. Wieland vertheidigt sein Werk so gut er kann, aber schon jetzt tritt der große Zwiespalt seiner und der Jacobi'schen Lebensansicht klar hervor. „Mir scheint es, sagt Jacobi (Briefw. I. 100), nach reiflichem Nachdenken und vielfältiger Beobachtung, unstreitig

zu seyn, daß Hochachtung und Liebe, welche wir gegen andere Menschen empfinden, allemal auf diejenigen Eigenschaften sich beziehen, wodurch der Mensch sich selbst als Mensch und andern Menschen nützlich wird. Der Mensch liebt und schätzt hoch, was dem Menschen nützlich ist, nämlich, was das vollkommenste und liebenswürdigste Wesen, welches er kennt, vollkommener und liebenswürdiger macht." (Brief an Wieland, Düsseldorf, 23. November 1772.) Unterdessen wurden für den Mercur neue Mitarbeiter geworben, namentlich auch Merk in Darmstadt, durch Sophie La Roche (Briefw. I. 101), welcher denn auch schon im Februar 1773 mehrere Beiträge an Jacobi einsandte. Wieland übernimmt die Mühen und Sorgen des Herausgebers nicht gern. „Ich bin des Mercurs schon satt," schreibt er an Jacobi am 12. März 1773, „ehe er noch ausgegangen ist. Wir sollten uns wenigstens alle Wochen ein paarmal sprechen können. Ich sehe vor, daß wir oft in unsern Ideen und Gesinnungen divergiren werden." (Briefw. I. 111.) Besonders ungehalten zeigt sich Wieland über die jungen Dichter. Auch J. G. Jacobi ist ihm „gar nicht, was er seyn könnte und sollte. An Genie, an Gefühl, an Imagination fehlt es uns nicht, aber an Geschmack. Und dann wünschte ich zu Gott, daß man entweder die Welt

mehr kennen, oder, wenn man sie kennt, sie weniger verachten möchte." — Wer kann Wieland hier Unrecht geben? — Die eigentliche Schwäche der Gleim-Klopstock'schen Richtung, an welcher Wieland selbst freilich nicht unschuldig war, wird hier aufgedeckt, wie es die Folge klar gezeigt. Es fehlte der gesammten deutschen Poesie der Inhalt; — er kam erst mit Goethe. — Bald darauf, im März 1773, erhielt Jacobi von Wieland das erste Stück des deutschen Mercur's zugesandt. So hatte denn eine Zeitschrift begonnen, welche die bessern Geister Deutschlands um sich zu sammeln versprach. Allein nicht lange blieb sie dieser Richtung treu, sondern wandte sich bald der flachen Mittelmäßigkeit, der Berliner Aufklärung zu. Schon beim zweiten Stücke, im Juli 1773, zeigte sich dies. Wieland lobte hier Nicolai's hausbackenen Roman „Sebaldus Nothanker," als ein vortreffliches Buch, und gedachte mit Ruhm der „Allgemeinen deutschen Bibliothek." Wie natürlich, nahm dies Jacobi übel. Denn der Nothanker enthielt, wie man glaubte, eine Verspottung seines Bruders, des Dichters, und auch sonst sah er mit Verdruß das Alltägliche als ausgezeichnet gepriesen, wie denn ein Schirach und Schröckh im Mercur mit Tacitus und Livius ver-

glichen wurden. So brach im Beginne gleich ein offnes Zerwürfniß zwiſchen Wieland und Jacobi aus. Auf Jacobi's Klagen erwiederte Wieland am 14. Auguſt 1773: „Ein für allemal, mein lieber Jacobi, Ihr Genius iſt dem meinigen zu ſtark. Abraham und Loth waren auch Brüder, wie wir; aber wie ſie merkten, daß es mit ihnen dahin kommen wollte, wohin es mit uns gekommen iſt, waren ſie ſo klug und ſchieden in Frieden. Das iſt nunmehr wohl das Beſte, was wir thun können." (Briefwechſel I. 137.) Es ſcheint hiernach, Wieland habe den Mercur allein übernehmen wollen. Er war ſeit 1772 von der Herzoginn Amalia als Erzieher der jungen Prinzen Karl Auguſt und Conſtantin nach Weimar berufen, und befand ſich dort in behaglichen Verhältniſſen. Allein zu einem ſo umfaſſenden Unternehmen, wie der Mercur, brauchte er doch immer die Hülfe vermögender Freunde. Er vernachläſſigte denn auch dieſe kaufmänniſche Rückſicht keineswegs, und lenkte gleich wieder ein. Noch ehe Jacobi auf Obiges antworten konnte, ſchon am 20. Auguſt 1773, ſchreibt er demſelben von ſeiner fortdauernden Liebe zu ihm. „Sagen Sie mir," fügt er hinzu, „ich beſchwöre Sie, wie machen wir's, daß unſre Köpfe ſo gut zuſammentönen, als unſre

Herzen*)?" — Er verlangt von Jacobi's Genius mehr Nachgiebigkeit gegen das Gewöhnliche, Alltägliche, ein bequemes Geltenlaſſen, welches zu lange ſchon auf den deutſchen Litteratur-Verhältniſſen gelaſtet hatte. Man darf hierbei freilich nicht vergeſſen, daß Wieland vor Jacobi zehn Jahre des Lebens und der Erfahrung, und einen faſt eben ſo alten litterariſchen Ruhm, voraus hatte. Er konnte ſich ein für allemal in die Beſtrebungen der jüngern Geiſter nicht mehr finden, wie er bald auch an Goethe erfuhr. Auf einem ganz verſchiedenen Standpunkte des Lebens und der Bildung, als Jacobi, mußte er dem Veralteten mehr zugethan ſeyn, als der lebenvollen Zukunft, die ſich bereitete. Ihr aber huldigte Jacobi. Gerade als das Verhältniß zu Wieland ſich zu löſen begann, knüpfte ſich für ihn ein neues an, das bald jedes andere verdunkelte.

Doch bevor wir dieſen Wendepunkt in Jacobi's

*) Dieſes Unſtäte, Launiſche in Wieland's Weſen mußte wohl auffallen. Noch im Jahr 1787 theilt Schiller in einem Briefe an Körner, aus dem Munde Reinholds, der Wieland's Schwiegerſohn war, ſtarke Züge dieſer Art mit. S. Schiller's Briefwechſel mit Körner, Berlin, 1847. I. S. 164 f. S. 180 f. „Wieland hat eine höchſt reizbare Empfindung, ſagt Schiller, welche ihn nie zu Grundſätzen kommen läßt."

Leben näher in's Auge faſſen, werfen wir auf ſeine Thätigkeit am Mercur noch einen Blick. Er legte hier ſeine erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche nieder. Es iſt nur Weniges, doch in ſeiner Art nicht ohne Bedeutung. Zuerſt (Stück 1.) eine Betrachtung über die von Herder in ſeiner Abhandlung vom Urſprung der Sprache vorgelegte Erklärung der thieriſchen Kunſttriebe. Alsdann (Stück 4.) Briefe über die Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois par M. de Pauw. In beiden Aufſätzen, welche mit Recht in die Sammlung von F. H. Jacobi's Werken (Bd. VI. S. 243—344.) aufgenommen ſind, zeigt ſich ſchon der ruhig entwickelnde, klar von einzelnen Erfahrungen zu allgemeinen Sätzen fortſchreitende Verſtand, welcher den Philoſophen auszeichnet. Hier iſt keine Spur von Schwärmerei und Empfindſamkeit. Herder's Anſicht von den Kunſttrieben der Thiere wird durch Beiſpiele aus der Natur widerlegt, und darauf hingedeutet, daß nicht beſchränkte Sinnlichkeit, ſondern die weltumfaſſende Kraft des Denkens, des Zweckbegriffes, aus denſelben hervorleuchte. Und eben ſo ruhig und beſonnen gehen die Briefe (es ſind in allem vier) mit den etwas ſprudelnden Nachforſchungen des Santener Cano-

nicus de Pauw*) um, welcher sich bemühte, die gepriesene Weisheit und Glückseligkeit der Chinesen und der alten Aegypter, ein Steckenpferd des achtzehnten Jahrhunderts, auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. An de Pauw lobt Jacobi besonders die gerade, unbefangene Vernunft, und führt manche von ihm hervorgehobene Thatsache an. Aber er verschweigt auch nicht (Brief 4.), wo dessen Ansichten vom Ursprunge und Wesen der alten Religionen, namentlich der ägyptischen Naturverehrung, ihm nicht genügen. Man erkennt darin schon den selbstständigen Denker, und die Erwähnung des Spinoza, als „desjenigen unter allen Anhängern des Atheismus, der über falsche Grundsätze am besten raisonnirt hat," (Werke, VI. 301) deutet im voraus hin auf den Kampf, welchen Jacobi in der Folge so eifrig führte.

Mittlerweile war Diderot in Düsseldorf zum Besuch, im August 1773. Jacobi machte mit ihm, wie er an Sophie La Roche schreibt ziemlich genaue Bekanntschaft. „Dieser berühmte Mann, sagt

*) Friedrich II. ließ, nach Guichards (Quintus Icilius) Tode, 1776 den Canonicus de Pauw, als gelehrten Gesellschafter nach Potsdam kommen, der sich aber, in seiner freimüthigen Weise, dort so sehr mißfiel, daß er nach Sanssouci eilig zurückkehrte. Büsching, Charakter Friedrich's II. S. 76.

er, beſitzt einen feurigen Geiſt, kühnen und lebhaften Witz; — aber gewiß iſt das herrſchende Gefühl des Schönen und Wahren nicht das, was ihn zum Genie macht, wenn er ein Genie iſt.“ (Briefw. I. 142.) Man ſieht, die franzöſiſche Philoſophie jener Zeit ſagte Jacobi nicht zu, Rouſſeau etwa ausgenommen. Er klagt über körperliche Leiden und Anderes, das ihn trockener gemacht. „Bei allem dem, ſetzt er hinzu, fühle ich Jugendkraft in meiner Seele, und ich glaube feſt, dieſe tritt ihr Jünglingsalter nun erſt an.“ Jacobi befand ſich im 31. Lebensjahre. Die wichtigſte Erfahrung ſtand ihm nahe bevor.

III.

Jacobi und Goethe.

Im Sommer 1773 machte Jacobi's Gattin, Betty, mit Charlotten, ſeiner Halb-Schweſter, und Adelaiden, einer Verwandten*), eine Reiſe nach Frankfurt. Hier kam Betty mit Goethes Schweſter Cornelie in Berührung, und deren ernſtes, ſtarres, ja, wie es Goethe nennt, gewiſſermaßen liebloſes Weſen ward erheitert im Umgange dieſer „ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlenden, ſich munter ausdrückenden, herrlichen Niederländerin, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Weſen an die Rubens'ſchen Frauen erinnerte.“ So ſchildert ſie Goethe (Dichtung und Wahrheit, III. 214), einen innigern Antheil nicht verbergend; ſo hat ſie in der Folge F. H. Jacobi in einer der Hauptfiguren ſeines Allwill, Amalien, dargeſtellt; ſo tritt die edle Frau jetzt in den beiden launigen Briefen uns entgegen, die ſie Goethe'n ſchrieb, ehe derſelbe mit ihrem

*) Es iſt jene Demoiſelle Fahlmer, deren gemüthliche Zartheit und Bildung Goethe ſo ſehr erhebt. Dichtung und Wahrheit, III. 214. (Werke, Bd. XXII.).

Gatten in Verbindung ſtand. Die Briefe, welche Goethe mit Betty wechſelte, wurden der Anlaß zur innigen Freundſchaft mit F. H. Jacobi, nachdem die ſüßliche Selbſtgefälligkeit in dem Gleim-Jacobi'ſchen Briefwechſel zwiſchen dem Ober- und Nieder-Rhein bisher eine gewiſſe Mißhelligkeit, durch allerlei dagegen laut gewordene Scherzreden, erzeugt hatte. Im September 1773 reiſete F. H. Jacobi nach Coblenz zu Sophie von La Roche, und traf dort mit den von Frankfurt heimkehrenden Frauen zuſammen. Hier ohne Zweifel erhielt Betty Jacobi den vor Kurzem bekannt gewordenen, nicht datirten erſten Brief Goethe's, welcher alſo in den September 1773 fällt. Wenn der verehrte Herausgeber des Briefwechſels zwiſchen Goethe und F. H. Jacobi (Leipzig, Weidmann, 1846), der jüngſte Sohn des letztern, Max Jacobi, Königl. Preuß. Geh. Ober-Medicinalrath zu Siegburg, in der Vorrede S. VII. glaubt, es müſſe der erſte Brief Goethe's fehlen, ſo bin ich nicht dieſer Meinung; ſondern der freilich etwas abgeriſſene Eingang des hier voranſtehenden Briefes: „Ich kann Ihnen das Mährchen nicht ſchaffen, und habe nichts, als das Ding da, das Sie vielleicht nicht intereſſirt," u. ſ. w. läßt vielmehr auf mündliche Verſprechungen und Aufträge, von Betty vor Kurzem in Frankfurt gegeben, ſchließen.

Das Mährchen wird wohl kein anderes seyn, als die zwei Jahre früher bei Friderikken in der Laube zu Sesenheim erzählte Neue Melusine*), welche damals vermuthlich noch nicht aufgeschrieben war. S. Wahrheit und Dichtung, II. 286. Goethe's Werke, Bd. XXI. „Das Ding da" aber, welches Betty erhält, um es der La Roche zu geben, ist jener leidenschaftliche „Halbunsinn," den Goethe einst bei schrecklichem Wetter auf dem Wege vor sich hin sang (Wahrheit und Dichtung III. 89.), später unter dem Titel „Wanderers Sturmlied" in die Sammlung der Gedichte aufgenommen. An Betty schickt Goethe sodann am 3. November 1773 „ein Geles," d. h. eine Lectüre: „ist's nicht das beste, ist's doch das neuste, und so gut, als ich's habe. Die Bogen der Comödien heben Sie auf; ich schicke die übrigen nach und nach." Unter den Comödien dürfen wir uns weder den Götz von Berlichingen denken, den Goethe im Sommer 1773 in Gemeinschaft mit Merck drucken ließ (Wahrheit und Dichtung III. 152 f.), noch den viel spätern Clavigo, sondern das Jahr-

*) Goethe hat es später dem dritten Buche von W. Meister's Wanderjahren (Werke, Band XIX. S. 56—83) eingefügt. Melusine, die liebliche Trösterin der Menschen, aus dem alten Geschlechte der Zwerge, ist ein Sinnbild der dichtenden Phantasie, die ihre Getreuen in einer allen Uebrigen verborgenen Welt beglückt.

marktsfeſt zu Plundersweilern, jenes derbe „Schönbartſpiel“ (Goethe's Werke, VII. 113 f.), das kurz vorher aus allerlei Scherzen und Einfällen des muntern Frankfurter Kreiſes entſtanden war, in welchem Goethe ſich ſo wohl befand. Betty Jacobi dankt ſchon den 6. November ſehr freundlich, in dem heiterſten Briefe, und ſagt: „Orgelum Orgeley Dudeldumdey haben wir geſtern einige Mal angeſtimmt.“ Sie meint das ſchnurrige Lied des Schattenſpielmanns (Goethe's Werke VII. 141.) von Schöpfung, Paradies und Sündenfall. Unter dem wir iſt aber F. H. Jacobi mitzuverſtehen. Denn an demſelben Tage ſchreibt dieſer an Wieland (Briefwechſel I. 151.), daß Betty“ eine allerliebſte Schnurre, der Jahrmarkt zu Plundersweiler“ von Goethe geſchickt erhalten. Wie heiter und rein mußte das Frauengemüth ſeyn, das ſo ruhig unbefangen dem Uebermuthe des jungen Dichters entgegentrat, und ohne alle Furcht, ſich dabei das Mindeſte zu vergeben, auf ſeine kühnen Scherze einging! — Und er empfand deſſen vollen Werth. Seine Antwort (Goethe's Briefwechſel mit Jacobi S. 12), die wohl irrig vom 7. (ſtatt vom 9.) November datirt iſt, lautet: „Ich möchte Ihnen nicht ſchreiben, beſte Frau, in der Laune, in der ich bin, und möcht' Ihnen doch gleich ſagen, wie viel Freude mir Ihr Brief gemacht hat. Ihre Stimme, Ihr Weſen ward

um mich lebendig, und Sie müssen fühlen, wie werth mir Ihre Gegenwart ist. Schon eine Stunde steh' ich da, und bespiegle mich in Ihrem Brief, und bin an Ihrem Bette; — aber gute Nacht, beste Frau. Wenn ich mit Ihnen nicht von Herzen reden kann, lieber stille." Gleich darauf meldet Goethe an Johanna Fahlmer (F. H. Jacobi's angeheirathete Tante, nachherige (1777) zweite Gattin von Johann Georg Schlosser, der im November 1773 Goethe's Schwester heimführte,) das Erscheinen des „Schand- und Frevel-Stückes" Götter, Helden und Wieland. Lenz, sein angeblicher Freund, hatte diese derbe Satire gegen Wieland, dessen Alceste und den Mercur, in Straßburg voreilig drucken lassen, um Goethen zu schaden. Nun ist's richtig, man braucht nur einen Blick zu werfen in diese Spottreden, mit welchen hier Euripides, Mercur, Alceste und Hercules „einen gewissen Wieland, Hofrath und Prinzen-Hofmeister zu Weimar" und seinen Mercur heruntermachen, um zu begreifen, daß Alles, was damals in Deutschland entweder Wieland bewunderte, oder gar schwächer war, als er, mit Entsetzen sich von dem Uebermuthe des jungen Recken abwandte, welcher als einen solchen vor Kurzem erst im Götz von Berlichingen sich dem erstaunten Deutschland erwiesen hatte. — In demselben Briefe verheißt

Goethe, das „verſprochene Faſtnachtſtückel" an Betty zu ſchicken, ſo bald es fertig ſeyn werde. Hiermit iſt das Faſtnachtsſpiel vom Pater Brey, dem falſchen Propheten (Goethe's Werke VII. 161 ff.) gemeint, in welchem Leuchſenring's unächtes Empfindeln lächerlich gemacht wird. (Wahrheit und Dichtung III. 134 f. 140.) In den folgenden Briefen an Betty iſt dagegen faſt nur von Familienſachen, Liebſchaften, fremden und eigenen, die Rede. Es ſcheint, daß Jacobi's Halbſchweſter Lotte Eindruck auf Goethe gemacht. Ganz gewiß aber iſt dies von Maximiliane La Roche, welche eben damals nach Frankfurt an Brentano verheirathet, ſich in ihrer neuen Lage nicht recht zufrieden fühlte. (Wahrheit und Dichtung III. 169. Goethe's Briefwechſel mit Jacobi S. 18.) Auf dieſe Weiſe näherten ſich allmählich die Kreiſe des Lebens und der Wirkſamkeit von Goethe und Jacobi.

So kam das Jahr 1774 heran. Der Mercur ging ſeinen Weg, von Jacobi mit den Briefen über de Pauw's Unterſuchungen unterſtützt, über welche Wieland (Briefwechſel I. 152 f.) ein ſehr richtiges Urtheil fällt, wenn er ſagt, es geſchehe darin jenem Buche zu viel Ehre. Zwiſchen Wieland und Jacobi lichtete ſich immer mehr das Verhältniß. „Ich bin ein ſchwacher Menſch, ſchreibt Wieland den 11. März 1774, mit dem Sie, wenn Sie ihm gut begegnen,

anfangen könnten, was Sie wollten. Aber — nur wenigstens keinen Enthusiasmus von Freundschaft mehr. Gehen wir in Gottes Namen jeder seinen Weg, so nah beisammen, als möglich, nur nie wieder so nah, daß wir uns die Köpfe an einander zerschellen. Vielleicht ist dies das wahre Mittel, mit der Zeit unzertrennliche Freunde zu werden." Es war für beide, Wieland und Jacobi, eine schwere Zeit. Jacobi war um seines Vaters willen in Sorgen und Kummer, und zu Weimar brannte am 6 Mai 1774 das Schloß ab. Also war der Hof traurig, und diese Stimmung theilte sich Allen mit. „Alle unsre Seelen stehen noch im Feuer: man kann nichts Anderes denken, von nichts Anderem reden," sagt Wieland (Briefwechsel I. 162). Ueberhaupt gefiel ihm das Höfleben gar nicht. Jacobi zog indeß jüngere Schöngeister heran, namentlich einen gewissen Werthes, der zu den weichlichen Gefühlsdichtern gehörte, nach Wielands Beschreibung (Briefwechsel I. 164.), und den geistvollen, nur zu üppigen Heinse, unter den Freunden scherzweise Rost genannt, der, von Gleim und Johann Georg Jacobi empfohlen, längere Zeit bei F. H. Jacobi verweilte. In seiner Laidion, oder die Eleusinischen Geheimnisse, (1774) war Heinse über die Wieland'sche Art, das Sinnliche zu malen, schon weit hinausgegangen, und hatte keck

der baaren Leidenſchaft das Wort geredet. Wieland lobte die Grazien, welche in dieſem Satyr verſchloſſen ſeien (Briefwechſel I. 167), zerfiel jedoch in der Folge ganz mit ihm. Jacobi ließ ſich Heinſe's Lebendigkeit und Regſamkeit wohl gefallen, allein ſehr bezeichnend urtheilt er über ihn in einem Briefe an Goethe, den 21. October 1774: „Lieber, der arme Roſt hat kein Herz; ſeine Seele iſt in ſeinem Blute; ſein Feuer iſt bloße Glut der Sinne*). Darum hat Laidion mir nie recht behagen wollen. Ergötzt hat ſie mich ausnehmend, aber nicht gerührt, nicht erweckt, mir nicht wohlgethan.“ Und ähnlich lautet Goethe's Wunſch (S. 31): „Ich wünſchte, Roſt regalirte mich mit einem Mährchen, deſſen Stoff wäre wollüſtig, ohne geil zu ſeyn, deſſen Ausdruck wäre ohne Wielandiſche Mythologie, i. e. ohne Hippiaſſe und Danaes, die ich ſehr müde bin, und ohne Alluſion auf alte Schriftſteller.“ Bekanntlich blieb Heinſe in ſeiner Richtung, auch als er 1780 von Düſſeldorf nach dem erſehnten Italien ging,

*) Aehnlich ſpricht Jacobi drei Jahre ſpäter (29. October 1777) in einem Briefe an Wieland. „Was ſeine Seele brütet, weiß ich nicht genau. Er ſpricht von ein paar Romanen. Ich glaube aber nicht, daß er je ein Ganzes, von wahrhafter, lebendiger Schönheit hervorbringen wird, weil ſein Herz ächter, reiner Liebe unfähig iſt.“ Briefwechſel I. 280.

um Kunſt und Leben zu genießen. Nach mehreren Jahren finden wir ihn wieder als Vorleſer und Bibliothekar Karl Friedrichs von Erthal, des lebensfrohen Kurfürſten von Mainz, welchem er während des Krieges nach Aſchaffenburg folgte, wo er 1803 im 55. Jahre ſtarb. Aus dieſer ſpätern Zeit ſind Ardinghello (1787), Fiormona, oder Briefe aus Italien (1796) und Hildegard von Hohenthal, ſämmtlich die Kunſt auf ſinnliche Kraft und Leidenſchaft zurückführend, geiſtreich, farbenglühend, aber auch ſophiſtiſchen Truges voll. Zu Jacobi blieb Heinſe's Geſinnung und Neigung ſtets ungetrübt, und wie ſehr jener das Gute an dem Freunde zu ſchätzen wußte, beweiſet unter andern der vortreffliche Brief an Heinſe, nach Genua, mit der Erzählung ſeiner Reiſe zu Klopſtock, Claudius, Gleim, Leſſing, im Anhange zu Eduard Allwill's Briefſammlung. (Jacobi's Werke Bd. I. 337.) Der Geiſt läßt den Geiſt willig gelten. —

Es war auf jener wunderlichen Reiſe mit Lavater und Baſedow,

„Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten,"

im Sommer 1774, als Goethe plötzlich am 21. Juli zu Düſſeldorf eintraf. Er eilte ſchon vor acht Uhr frühe zu Jacobi's Hauſe. Es war das Eckhaus der

Neuſtraße, in der Nähe des damaligen Flinger Thores, links, wo man jetzt in die Allee hinausgeht, gegenwärtig ſehr verändert, doch immer noch kenntlich. Goethe fragte nach Frau Betty Jacobi. Sie war abweſend, in Vaels bei den Aeltern, das Haus leer; die Andern, das heißt Fritz, Georg, Lottchen, Lenchen, der Vater Jacobi, alle in Pempelfort. Da ſchrieb Goethe an die Freundin, daß es ihm leid thue, ſie nicht zu treffen, aber auch, daß er die Gallerie geſehen, die ſeines „Herzens Härtigkeit erweicht, geſtärkt und folglich geſtählt habe.“ Dann aber machte er ſich auf, nach Pempelfort, und „nicht eingeführt, marſchalliert, excuſirt“ trat er „gerade herab vom Himmel gefallen“ vor Fritz Jacobi hin. „Und waren ſchon,“ erzählt er Betty'n (Briefwechſel Goethe's mit Jacobi S. 23.), „eh noch ein ſchweſterlicher Blick drein präliminirt hatte, was wir ſeyn ſollten und konnten.“ Da war, in heißem Jugenddrange, beider Freundſchaft entſchieden. „Du haſt gefühlt,“ ſchreibt Goethe an Jacobi den 13. Auguſt, nachdem ſich die Freunde wieder getrennt, „daß es mir Wonne war, Gegenſtand deiner Liebe zu ſeyn. — O es iſt herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom andern zu empfangen, als er giebt!“ — Und drei Tage vorher (10. Auguſt) ſchreibt Jacobi an Sophie von La Roche nach Ehrenbreitſtein: „Goethe iſt der Mann,

deſſen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erſt ſeine echte, eigenthümliche Feſtigkeit erhalten; denn Goethes Anſchauung hat meinen beſten Ideen, meinen beſten Empfindungen — den einſamen, verſtoßenen — unüberwindliche Gewißheit gegeben. Der Mann iſt ſelbſtändig vom Scheitel bis zur Fußſohle." Betty war noch zu Aachen, Jacobi ſelbſt ſchon ſeit vierzehn Tagen, wie leider ſehr oft, nicht wohl. (Briefwechſel I. 174 f.) Noch entſchiedener ſpricht aber Jacobi gegen Wieland, welcher von Goethe's Clavigo geringſchätzig geurtheilt hatte, den 27. Auguſt 1774 ſeine Meinung aus. „Goethe, ſagt er, iſt, nach Heinſe's Ausdruck, Genie vom Scheitel bis zur Fußſohle; ein Beſeſſener, füge ich hinzu, dem faſt in keinem Falle geſtattet iſt, willkürlich zu handeln. — Was Goethe und ich einander ſeyn ſollten, ſeyn mußten, war, ſobald wir vom Himmel 'runter neben einander hingefallen waren, im Nu entſchieden. Jeder glaubte, von dem Andern mehr zu empfangen, als er ihm geben könne; Mangel und Reichthum umarmten einander. So ward Liebe unter uns. Sie kann's ausdauern, ſeine Seele, — zeugte in ſich der Eine vom Andern, — die ganze Gluth der meinigen; nie werden ſie einander verzehren." Und nun folgt begeiſtertes Lob des Cla-

vigo. (Briefwechsel I. 179 f.) Wieland's Antwort fehlt. In einem folgenden Briefe vom 21. October 1774 bemüht er sich, Jacobi zu besonnener Kritik über Goethe zurückzuführen." Sapere, sapere, liebster Jacobi! — Am Ende müssen wir doch alle dahin. Im Schlaraffenlande geht es freilich lustig und herrlich zu, aber es dauert nicht lange." (Briefwechsel I. 189.). Man hört in diesen Worten den ältern Mann, den bereits erkaltenden Künstler, aber nicht gerade den Neider. Denn das war Wieland nicht, sondern er hielt sich nur für klüger, erfahrener, als die „frommen, schwärmerisch brausenden, sich selbst, die Menschen und die Welt noch nicht kennenden Jungen, die sich an mir ärgern und wider mich eifern," wie es in dem rührenden Briefe vom 8. November 1774 heißt, in dem er Jacobi den Tod seines Knaben meldet. Er meint damit Lavater, der Jacobi nun auch näher getreten war, und Goethe.

Hält man mit dem, was sich aus den Briefen Goethe's und Jacobi's über den Ursprung und die Befestigung ihrer Freundschaft ergiebt, Goethe's Erzählung in seiner Lebensgeschichte zusammen, so erblicken wir die schönste Uebereinstimmung.

Zuerst in dem Persönlichen. Das Edle, Herzgewinnende Jacobi's, seiner Gattin, der Schwestern und Angehörigen seines Hauses ist mit Wärme ge-

ſchildert. Goethe ſpricht von ſeiner Jünglingsneigung als völlig Reifer und Fertiger mit der zarten Scheu, die ein ſolches Verhältniß fordert. Er that es, als F. H. Jacobi noch lebte, der (1812) an dem zweiten Theile von Dichtung und Wahrheit ſich höchlich erfreute und Goethen ſelbſt an einige Züge mahnte, die im dritten nicht zu vergeſſen ſeien. Es iſt das Jacobi'ſche Haus, das Schloß zu Bensberg und die Laube, in der über Spinoza geſprochen wurde. „Des Saals in dem Gaſthofe zum Geiſt, wo wir über das Siebengebirg den Mond heraufſteigen ſahen, wo du in der Dämmerung auf dem Tiſche ſitzend uns die Romanze: Es war ein Buhle frech genug — und andre herſagteſt. Welche Stunden! Welche Tage! — Um Mitternacht ſuchteſt du mich noch im Dunkeln auf. Mir wurde, wie eine neue Seele. Von dem Augenblick an konnte ich dich nicht mehr laſſen.“ So ſchreibt den 28. December 1812 der faſt ſiebzigjährige Jacobi an Goethe (Briefwechſel Goethe's mit Jacobi S. 260) und daß nun der letztere im dritten Theil (S. 217 — 221) mit Liebe beſonders bei dieſen Punkten verweilt*), bewährt aufs beſte den tiefen Eindruck, den Goethe damals durch Jacobi erhielt.

*) Der jetzt erſchienene Briefwechſel zeigt freilich, daß nicht, wie es Wahrheit und Dichtung III. S. 215 heißt, das erſte Begegnen in Cöln, ſondern in Pempelfort ſelbſt, daß der Be-

Offenbar war es die religiöſe und ſittliche Saite des Goethe'ſchen Weſens, die hier zuerſt mächtig anklang. Ihm ſtanden Vergangenheit und Gegenwart als Eines, in dichteriſcher Lebendigkeit, vor Augen. Die ganze Menſchheit, ihr Dichten und Trachten, lag auf dem jungen Gemüthe, in Zweifeln und Bangen. Es ſind jene verzweifelten Regungen, welchen damals der Fauſt entſprang. Dazu die Allgewalt der Natur, die ſtarre Größe des All- und Eins bei Spinoza. In dieſes Chaos ließ Goethe nun F. H. Jacobi zum erſtenmal hineinſchauen, der ebenfalls im Tiefſten arbeitete, und im Denken, namentlich in Betrachtung des Spinoza, ihm, wie Goethe geſteht (Wahrheit und Dichtung III. 220), weit vorgeſchritten war. Sie trafen ſich, die edlen Geiſter. Funken ſprühten hier und dort. In Goethe ſiegte der Trieb dichteriſcher Geſtaltung, bei Jacobi die ſittliche Ergründung des Lebens. Jugend freut ſich jugendlichen Treibens. Daß Goethe auf die Form drang, daß er Jacobi zur Darſtellung des in ihm Gährenden aufmunterte, war der größte Dienſt, den er ihm leiſten

---

ſuch in Cöln, bei Jabach, in Bensberg, erſt in der Folge Statt fand. Doch dies ſind nur geringe Abweichungen, dergleichen in Goethe's Lebensgeſchichte noch eine Menge unbemerkt (und nie nachzuweiſen) vorhanden ſeyn mögen.

konnte. Jacobi befolgt denn auch gleich den Rath Goethe's, „nicht bloß zu gaffen und ſchmarotzen an Andrer Schöpfungsfreude, ſondern in ſeine eignen Hände zu ſehen, die ihm auch Gott gefüllt hat mit Kraft und allerlei Kunſt.“ (Briefwechſel Goethe's mit Jacobi S. 38. vom 31. Auguſt 1774) Er wandert hinaus in Feld und Wald, und freut ſich der lieben Natur, begleitet von Heinſe, der Frau und den Schweſtern. Noch gelingt es nicht recht. Hier zeigt ſich der Unterſchied des Dichtens von dem Empfinden. Jacobi blieb ſtets beim letztern ſtehen, kam nie zu der freien Schöpfung des erſtern. Goethe erkennt (Wahrheit und Dichtung III. 223) an, daß Jacobi viel Gutes, Schönes, Herzerfreuendes geleiſtet, aber er verſchweigt es doch nicht, daß im Laufe des Lebens beider Streben eine entgegengeſetzte Richtung genommen. Spinoza und ſeine Anſicht der Natur widerſprachen eben ſo ſehr der Grundanſicht Jacobi's, als Goethe in beiden ſich ſelber wiederfand. Nirgends hat er deſſen Hehl. Dies verletzte oder betrübte öfter Jacobi.

Goethe ſagt einmal dem Freunde, als Dichter und Künſtler ſei er Polytheiſt, Pantheiſt als Naturforſcher, und für ſeine Perſönlichkeit, als ſittlicher Menſch, ſei auch ſchon geſorgt. Mit dieſer Erklärung konnte der Philoſoph freilich ſich nicht zufrieden geben. Sie ſpricht dafür deſto klarer den innern Zu-

ſtand des ſchaffenden Dichters aus. In ſo fern kann ſie wohl als Schlüſſel dienen zu der ſpätern Entfremdung zweier hellen Geiſter, die in ſtrebender Jugend ſich ſo innig berührten. Goethe's ſtete Ruhe, Jacobi's allzurege Empfindlichkeit treten uns dabei klar vor Augen.

Damit iſt denn die andre Seite der Goethe'ſchen Schilderung, — die geiſtige Einwirkung Jacobi's auf Goethe, und umgekehrt, zugleich berührt. Denn es iſt ein Irrthum, Jacobi in dieſem Verhältniſſe bloß als den Empfangenden zu betrachten. Nicht als ob er in Goethe's Seele neue dichteriſche Plane geweckt. Allein wer darf verkennen, daß im Werther, der eben zu jener Zeit entſtand, außer der mächtigſten Leidenſchaft, der verzehrenden Naturſehnſucht, welche die Empfindſamkeit auf einen Gipfel ſteigerte, wo ſie nothwendig ſich überſtürzen mußte, ſchon die Keime zu Goethe's Geſammtanſicht von Welt und Menſchen, vom Verhältniß des Dichters zu beiden, wie es im Fauſt und Taſſo ſpäter ſich kund gibt, klar enthalten ſind! — Dieſe Grundanſichten ſind mit Recht als die Frucht des tiefern Nachdenkens, der Gemüthsklarheit anzuſehen, zu welcher den jungen Dichter der mit ſich ſelbſt eifrig beſchäftigte Denker Jacobi veranlaßte. Das kecke, überfreie Jugendweſen erhob ſich zu Milde und Reife des Strebens. Auch der zunächſt folgende Uebermuth

der erſten zehn Jahre in Weimar (1775 — 1785), obgleich oft bunt genug, vermochte nicht, alle Spuren jener Einwirkung zu verlöſchen. Aber erſt in Italien, an der Klarheit und Ruhe des Alterthums, der reizenden Naturfülle des Südens, erwachte neu die Flamme der Begeiſterung in Goethe's Buſen. Form und Geiſt traten zuſammen, die ſich lange flohen. So kam ſeine beſte Zeit.

Wir kehren zu Jacobi zurück, der es nie verhehlt, daß er die kräftigſte Anregung Goethe'n verdanke. Als 1775, im vierten Bande der Iris Johann Georg Jacobi's, ein Theil der Auswahl aus Eduard Allwill's Papieren erſchien*), rieth Wieland (Jacobi's Briefwechſel I. 225) bald auf Goethe, bald auf Georg Jacobi, und zuletzt erſt auf Friedrich, wie er dieſem voller Bewunderung geſteht. Goethe ſagte, wenn Jacobi dieſen Allwill in einem Feuer fortſchreiben könnte, ſo würde es ein herrliches Werk werden. Noch heute wird dies das Urtheil jedes Leſers von Gefühl ſeyn, der ſich in jene Zeiten unſrer Litteratur zu verſetzen im Stande iſt.

*) Die Fortſetzung des Allwill erſchien im Deutſchen Mercur, 1776, dann das Ganze in F. H. Jacobi's Schriften, 1781, und die neue Ausgabe mit andern Briefen, Königsberg, 1792. Sie iſt Johann Georg Schloſſer gewidmet.

Allwill ist kein Werk frei schaffender Dichtung. Wer ihn als solches betrachtet, und dann etwa mit dem Werther vergleicht *), der thut ihm Unrecht. Schon damals ist bemerkt worden, daß Jacobi eigne Lebenserfahrungen, ja Züge aus seinem Familienleben **), in diesem Briefwechsel oder Roman in Briefen, der im Grunde keine rechte Verwickelung und keine Lösung des Knotens bietet, dargestellt. Amalia hat Manches von Betty Jacobi, die Mädchen, die Kinder, Haus und Garten, Alles führt uns in das Leben zu Pempelfort. Im Grunde ist dies kein Tadel, sondern eine nothwendige Folge jenes Goethischen Rathes, das wirkliche Leben zu ergreifen. Nur die Weiterführung, das Fortschreiben wollte Jacobi nicht gelingen. Hieran ist nicht bloß das Undichterische des Planes Schuld. Die beiden Hauptcharaktere, die sich gegenüberstehen, Eduard Allwill und Sylli von Wallberg, sind zu schattenhaft, zu sehr Ideen, und bloß Ideen, um sichtbar sich geltend zu machen. Wenn Allwill, in seinem Gemisch von Wohlwollen und Ruchlosigkeit, die keck einherschreitenden Genie's bedeutet, die bei allen Ansprüchen an Kraft

*) Hillebrand, die deutsche Litt. I. S. 450.

**) Heinse theilte diese Besorgniß Jacobi mit. Brief an Wieland, vom 20. April 1776. Briefw. I. 283. Wieland selbst, den 14. Juli 1776. eb. S. 243.

und Liebe, dennoch der einen, wie der andern baar erſcheinen, und nichts als Unheil anrichten, ſo zeigt Sylli, die Leidende, Liebende, Sinnende, den Gefühlsdrang, die Gemüthswärme, welche in Jacobi ſelbſt kämpfte und arbeitete. Daß er Sylli ganz aus ſeinem Herzen ſprechen laſſe, geſteht Jacobi in einem Briefe an Sophie von La Roche (von 1776) geradezu. (Briefwechſel, I. 237.) Wäre Jacobi damals, oder ſpäter, über dieſen tiefſten Grund ſeines Weſens zu völliger Klarheit gelangt, ſo hätte der Allwill wohl auch ſeinen Abſchluß erhalten. Noch in der Vorrede zur Ausgabe von 1792 (S. XX.) wird ein zweiter und dritter Band als nahe bevorſtehend angekündigt. Es waren 17 Jahre verfloſſen ſeit dem erſten Erſcheinen, die Zeit der Genies längſt abgelaufen, neue Gedanken über Recht und Freiheit unter den Menſchen, in Deutſchland eine idealiſtiſche Kritik alles philoſophiſchen Wiſſens herrſchend geworden. War zu erwarten, daß jener Jugendgedanke Jacobi's ſo ſeine Löſung finden werde? — Und doch — auch als Bruchſtück — behauptet Jacobi's Allwill ſeinen hohen Werth. Dieſer liegt in dem Unmittelbaren, nicht Erſonnenen oder Erträumten der Empfindungen jener dämmernden Zeit. In dieſem Sinne ſchreibt noch 1781 Jacobi an Lavater, bei Ueberſendung des erſten Theiles ſeiner Schriften, in Allwill

ſei etwas, „dem er mehr, als ſich ſelber glaube,“ und etwas Aehnliches habe Leſſing dabei gefühlt. (Briefwechſel I. 334.) Die Wahrheit der Empfindung, der Anhauch einer höhern Liebe, weht noch jetzt belebend aus dieſen Briefen, und auch deren Stil und Darſtellung ſind keineswegs ſo regellos und zerfloſſen, als eine vorurtheilsvolle Kritik in neuerer Zeit ſie oft geſcholten. Wer ſich davon überzeugen will, verſuche es erſt mit Wielands gleichzeitigen Romanen, einem Don Sylvio von Roſalba oder dem geprieſenen Agathon, und nehme dann den Allwill zur Hand. Auch dort Lehre und Abſicht, — aber wie ganz anders! — Es mag zugegeben werden, daß die Neuzeit Recht habe, ſich von den Romanen in Briefform, und beſonders von den philoſophiſchen Romanen abzuwenden. Aber man vergeſſe nicht, daß die Verbindung des Dichtens, ſo wie des Denkens, mit dem wirklichen Leben, alſo das Zurückgehen beider auf ihre eigentliche Quelle, in Deutſchland auf dieſe Weiſe geſchah. Damit aber hob die neue beſſere Zeit an. Die Philoſophie hat ihren Kern in dem Allgemeinen, Abſtracten, die Poeſie lebt im Beſondern, Individuellen. Beide darſtellend zu vermitteln, ſtrebte ſchon der Sokratiſche Dialog, den Neuere vergebens wieder verſucht haben. Auf ähnliche Weiſe thut es der philoſophiſche Roman, indem er im erſcheinenden

Leben das Weſen des Begriffes klar zu machen ſtrebt. Sittliche Ideen eignen ſich natürlich dazu am meiſten, und mit ſolchen beſchäftigen ſich auch die meiſten philoſophiſchen Romane. Weil dabei die Poeſie zu kurz kommt, nennt Schiller einen ſolchen Roman einen ſteifen, langweiligen Gliedermann. Auf der andern Seite genügt er auch der ſtrengen Forſchung nicht, welche über das Individuum hinausgeht. Darum hat die neuere deutſche Philoſophie ihn aufgegeben. Wir tadeln ſie deshalb nicht. Eben ſo wenig aber verwerfen wir Jacobi's Unternehmen, dem in ihm ſich regenden Streben zum Wahren und Guten Geſtalt und Leib zu geben.

Der zweite dieſer Verſuche iſt Woldemar, deſſen Anfang, ſehr bald nach der Fortſetzung des Allwill, unter dem Titel: Freundſchaft und Liebe, im deutſchen Mercur vom Mai 1777 erſchien. Wieland war davon entzückt (Brief vom 25. April 1777, Briefwechſel I. 260), und Leſſing, dem der 1779 erſchienene erſte Band vom Verfaſſer zugeſandt wurde, dankt (Brief vom 18. Mai 1779 Briefwechſel I. 284.) demſelben durch Ueberſendung des Nathan „für die unterrichtende und gefühlvolle Stunde," die er ihm gemacht. Dadurch knüpfte ſich Jacobi's Verhältniß zu Leſſing an. Die Fortſetzung, unter dem Titel: Der Kunſtgarten, ſteht in F. H. Ja-

cobi's vermiſchten Schriften, 1781. Die Umarbeitung des Ganzen, Königsberg 1794, beginnt mit einer vortrefflichen Zueignung an Goethe. Hier ſpricht edel und verehrend die Freundſchaft, die Bewunderung der Jugend. Goethe's Dank in dem Briefe vom 26. April 1794 iſt einfach und herzlich: „Was ſo ein Wort, das uns an frühere Zeiten ſo lebhaft erinnert, alles aufregt und was man darüber ſo gern ſchwätzte! Geſchrieben iſt es ganz fürtrefflich, wie von jedermann mit Bewunderung anerkannt wird.“ (Brief an Jacobi S. 182.) Es war damals vergeſſen, daß Goethe 1779 die erſte Ausgabe eben dieſes Woldemar auf's entſetzlichſte verhöhnt, und in luſtiger Geſellſchaft zu Ettersburg an demſelben eine ſchimpfliche Execution vorgenommen hatte. Selbſtvergötterung, „der eigne Geruch dieſes Buches,“ wie Goethe es damals nannte (Brief der Frau Schloſſer an F. H. Jacobi, Briefwechſel mit Goethe, S. 58.), war dem freigeſinnten Dichter unerträglich. Das viele Schöne deſſelben, den großen, herrlichen Sinn des Ganzen verkannte Goethe nicht. Aber die Spottluſt, der Uebermuth war ſtärker, als die Liebe. Das iſt „Woldemar's Kreuzerhöhungsgeſchichte“, wie Goethe ſelbſt dieſen Vorgang nennt. Aber er thut es nicht, um ſich deſſen zu rühmen. „Der leichtſinnig trunkne Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das Halb-

gute verfolgen, und beſonders gegen den Geruch der Prätenſion wüthen, ſind Dir und mir zu wohl bekannt," — ſchreibt Goethe hierüber, halb entſchuldigend, an Lavater, den 7. Mai 1781. (S. Gedenkblätter an Goethe, Frankfurt 1846, S. 19.) Jahre lang ſchwieg da der Briefwechſel der Freunde. Jacobi war tief verletzt. Erſt am 2. October 1782 lenkt Goethe wieder ein: „Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man denn freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man ſich zum Zeitvertreibe Freunde verſcherzt, und in leichtſinnigem Uebermuthe die Wunden, die man ſchlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht iſt." (Briefwechſel S. 60.) Damit knüpfte ſich neu das Band zwiſchen Goethe und Jacobi. Iphigenie in Tauris, an Jacobi geſandt im November 1782, ward das Unterpfand der Verſöhnung. Jacobi erhielt ſie zu Münſter, bei der Fürſtin Gallitzin, „einem der außerordentlichſten, reinſten und edelſten Weſen," welche ſeinen zweiten Sohn, Georg, mit ihren Kindern erzog.

Woldemar hat mit Allwill den Zweck gemein: „Menſchheit, wie ſie iſt, erklärlich oder unerklärlich, auf das gewiſſenhafteſte vor Augen zu legen," wie Jacobi ſich ausdrückt. Die Begebenheit iſt etwas mehr ausgeführt, die Charakterſchilderung abgerundeter. Doch fehlt dem Woldemar noch viel zu einer

wirklichen Dichtung. Alles beruht nur auf den Anſchauungen und Empfindungen F. H. Jacobi's. Dies iſt der Hauptvorwurf, welchen ſtrenge Tadler, wie F. Schlegel*), dieſem Werke machen. Woldemar, der Held, in den ſich Freundſchaft und Liebe, eine Henriette und Allwine, theilen, iſt wieder aus dem Geſchlechte jener Starkgeiſter, welche ſich, im Beſitze der angeborenen Neigung zum Guten, hoch über das Irdiſche hinausträumen, und ihm doch täglich mit Schmerzen verfallen. Henriette, ſein Opfer, iſt eine Abſtraction, Liebesglut verbunden mit Verſtandeskälte, in Frauengeſtalt, — ein peinlicher Widerſpruch. Dies iſt, wenn es Menſchheit iſt, freilich eine unerklärliche. Wenigſtens gibt dieſe Wendung des Ganzen den Beweis, daß Kälte der Ueberlegung in Gefühlsangelegenheiten nicht minder gefährlich ſei, als Gluth der Leidenſchaft. Und um dieſen Satz iſt es dem Werke zu thun, — es iſt der Schlüſſel zum Ganzen. Wahrheit und Recht im unverdorbenen, natürlichen Gefühl, im freien Zuge des reinen Gemüthes, ohne Hehl und Trugkünſte, ſoll es empfehlen, und darin beſteht für uns ſein großer, unvergänglicher Werth. In dieſer Rückſicht iſt Woldemar vorzüglich von Wilhelm von Humboldt gewürdigt, in jener ſchönen Beur-

*) Charakteriſtiken u. Kritiken, Bd. 2.

theilung deſſelben in der Jenaer Literaturzeitung 1794 (jetzt in Humboldt's Werken, Th. I. S. 185 f.), welche Jacobi ſo ſehr erfreute. (Jacobi's Briefwechſel II. S. 174 f.) Hier trifft der Woldemar denn mit dem Allwill in der Abſicht zuſammen, ja er gibt gewiſſermaßen dieſem den fehlenden Abſchluß. Auch ſcheint der Entwurf des Woldemar die Fortſetzung des urſprünglich mehr dem Speculativen zugewendeten Allwill gehemmt zu haben. Er iſt F. J. Jacobi's Hauptwerk in dieſer Art geblieben. In der Darſtellung, durch Fülle und Klarheit der Sprache iſt er eben ſo ausgezeichnet, als durch Geiſtesreichthum und feine Beobachtung des Lebens. Leſſing's Lob iſt wohl begründet, und ohne allen Zweifel echt und gültig.

Mit der Ausgabe des Woldemar, 1779, tritt nun F. H. Jacobi als völlig Ebenbürtiger in den Kreis der erſten Schriftſteller Deutſchlands. Seine literariſchen Beziehungen vermehren ſich von Jahr zu Jahr. Klopſtock hatte er ſchon im Februar 1775 zu Karlsruhe kennen gelernt, und bewunderte ihn als „das Ideal ächter, menſchlicher Größe," (Briefwechſel I. S. 204) ein Lob, das Wieland nicht ohne eine Art von Eiferſucht vernahm." Goethe und Klopſtock (ſchreibt er) haben ſich Ihrer Seele bemächtigt, und neben dieſen Beiden iſt für Wieland kein Platz. Ich zweifle, ob die Natur jemals zwei antipodiſchere

Weſen hervorgebracht hat, als Klopſtock und mich. Er verachtet mich, und meint, ich haſſe ihn. Dies meint er unrecht." (Brief vom 9. April 1775.) Jacobi ſucht ihn zu beruhigen, und gewiß iſt das begeiſterte Lob, welches Wieland dem am 7. November 1775 zu Weimar eingetroffenen Goethe mit neidloſer Freude ertheilt (Brief vom 10. November 1775) für beide Freunde ehrend. Auch über Herder möchte Wieland gern viel ſchreiben; denn ſeine ganze Seele ſei voll von ihm. „Aber er iſt mir zu groß, zu herrlich." — Außer Goethe — der aber gerade am wenigſten mit ihm leben kann, weil er für den Herzog und ſeine leidige Miniſterſchaft leben muß — außer Goethe, wer iſt hier ein Mann für Herder? Wer kann nur mit ihm gehen, geſchweige im Geiſt mit ihm ringen, ihn im Athem erhalten? Ich ſelbſt, lieber Bruder, fühle, wie wenig ich ihm ſeyn kann." (Brief vom 1. November 1776.) Wahrlich, ſo redet kein Neider, kein Schwächling! —

Zu dieſer Zeit, als Heinſe gewöhnlich in Düſſeldorf, auch wohl auf dem Lande bei dem Grafen Neſſelrode lebte, im November 1778, erhielt Jacobi auch den Beſuch eines ſehr verſchiedenen Geiſtes, Georg Forſter's, welcher fünf Tage bei ihm blieb. Im Mercur, welcher Wieland, Jacobi und gelegentlich ſelbſt Goethe, immer noch ſehr beſchäftigte, war ein Auszug ſeiner

Reiſebeſchreibung (mit Cook) erſchienen. Die Kraft, das Gemüth Forſter's gewannen ihm allgemeine Liebe. Neſſelrode und Fürſtenberg, die ihn bei Jacobi ſahen, theilten dieſe Empfindung. Jacobi arbeitete daran, Forſter eine Anſtellung beim Jülich-Bergiſchen Zollweſen zu verſchaffen. (Briefwechſel I. 291.) Durch ihn kam er mit Lichtenberg und Dohm in Beziehungen.

Jacobi's häusliche Verhältniſſe hatten um dieſe Zeit ſich aufs behaglichſte geſtaltet. Im September 1776 trat ſeine Gattin in Beſitz ihres reichen Erbes. Bei ihrer Heimkehr von Vaels nach Düſſeldorf, den 23. September, bereitete Jacobi ihr ein Feſt, das ein Brief an Sophie von La Roche (Briefwechſel I. 245) zierlich beſchreibt. Ein Lied von Johann Georg Jacobi, das hier mitgetheilt wird, zeigt uns den freundlichen Dichter, die Schweſtern, nebſt Schenk (dem nachmaligen Geheimen Rathe, geboren zu Düſſeldorf, den 17. April 1748, geſtorben zu München, den 2. Mai 1813) und dem Rector Reiz, den auch Georg Jacobi, als, ſeinen ehemaligen Lehrer (1778) beſingt (Joh. G. Jacobi's Werke, II. Th. S. 130) als damalige Glieder des Familienkreiſes. Bald in der ſtädtiſchen Wohnung, bald in dem ſchönen Pempelfort werden Gäſte bewirthet, oder kleine Feſte gefeiert. Was den Dichter Jacobi

jetzt auf längere Zeit an Düsseldorf band, war theils die Herausgabe seiner Iris (1774 — 1776, in 8 Bändchen), theils aber auch die Liebe zur Heimath und zu den Geschwistern. Bis 1778 hat dieser Aufenthalt Georg's jedenfalls gedauert. Manches heitre Lied, mancher gesellige Scherz ist damals entstanden. Wer erinnert sich nicht gern des Schifferliedes, „auf dem Düsselbach:"

Bei der stillen Mondes-Helle
Treiben wir mit frohem Sinn
Auf dem Bächlein, ohne Welle,
Hin und her, und her und hin.

Schifflein! gehst und kehrest wieder
Ohne Segel, ohne Mast;
Bächlein! trägst uns auf und nieder,
Spielend mit der kleinen Last.

Nichts zu fürchten, nichts zu meiden
Ist, so weit das Auge sieht.
Flüstert leis, ihr jungen Weiden!
Mädchen, singt ein Abendlied!

Nirgends anders, als im Garten zu Pempelfort, ist es gesungen. Nicht minder klar erkennt man in dem scherzenden Gesang an die „liebe kleine Wilde," Pempelfort den 4. November 1777, dieselbe freundliche Umgebung:

„Komm und red' und lache frei,
Hier am Ufer; Mädchen, eile!
Uns sind nicht die Büsche todt,
Die uns grünend einst gefielen;
Sieh die Blätter, gelb und roth,
Wie sie durcheinander spielen,
Und das Bächlein hier, so klar,
Als zur Blüthenzeit es war!"

Ebendort dichtete Georg an Heinse, als er sich mit der Uebersetzung des Ariost beschäftigte, den herzlichen Zuruf, im October:

„O komm mit allen Zaubereien
Des Witzes und der Phantasie;
Denn meiner Lieder Melodie
Kann diesen Nebel nicht zerstreuen,
Der rund um Haus und Hof und Bach und Nußbaum hängt,
Und jedem Scherz den Weg verengt!"

Ist es zu viel gewagt, wenn man noch andre zarte Lieder Georgs dort, im trautesten Kreise, entstanden glaubt? — So das Wiegenlied für ein Mädchen:

„Schlummre Liebchen! bist noch klein;
Weißt vom schönen Sonnenschein,
Weißt vom Strahl des Mondenlichts
Und von Wald und Blumen nichts.
Liebchen, schlummre, werde groß!
Sollst es sehn auf meinem Schooß.

Sollst den Glanz des Himmels sehn,
Und aus ihm die Sonne gehn
Ueber Wiesen frisch und grün,
Wo die blauen Veilchen blühn.
Veilchen werden dann gepflückt,
Du an's Mutterherz gedrückt."

Oder das vortreffliche Lied des Vertrauens:

„Die Morgensterne priesen
Im hohen Jubelton
Den Schöpfer grüner Wiesen
Viel tausend Jahre schon;

Es glänzte Berg und Fläche,
Die Sonne kam und wich,
Der Mond beschien die Bäche;
Noch aber nicht für mich.

Es weckte mich kein Morgen,
Es schien kein Erdentag
In's Dunkle, wo verborgen
Der Ungeborne lag;

Noch sang der Vögel keiner
Mir seinen Lebensruf, —
Doch Er gedachte meiner,
Der Sonn' und Mond erschuf."

Johann Georg Jacobi veränderte in der Folge mehrmals seinen Aufenthalt, bis Joseph II. ihn

1784 als Professor der schönen Wissenschaften an die Hochschule zu Freiburg im Breisgau berief, wo er dreißig Jahre hindurch, bis an seinen Tod, am 4. Januar 1814, segensreich wirkte. Längst war Freund Gleim (18. Februar 1803) ihm vorangegangen, noch länger die dichterische Richtung seiner Jugend, die anakreontische Zärtlichkeit, erblichen vor Goethe's und Schiller's Größe. Und doch ruht ein Schimmer jener sanften Morgenröthen auf dem Garten zu Pempelfort, und weckt noch jetzt freundliche Andenken.

Die Jahre 1779 und 1780 wurden für F. H. Jacobi sehr bedeutend. Im Frühling 1779 zum Geheimen Rath ernannt, reisete er nach München, und kehrte erst nach vier Monaten „zu seinem ersehnten Pempelfort" zurück, im Juni des Jahres. Von da erwiederte er den 20. August Lessing's Zusendung des Nathan, und versprach ihm einen Besuch in Wolfenbüttel. Es geschah im Sommer 1780.

An demselben Tage, wo F. H. Jacobi diese Reise nach Wandsbeck antrat, um seine zwei ältesten Söhne zurück zu holen, die eine Zeit lang bei Claudius, dem Wandsbecker Boten (seit 1775 erschienen dessen Schriften), gewesen waren, unternahm W. Heinse seine Reise nach Italien. Von dieser Wanderschaft erstattet Jacobi in einem herrlichen

Briefe an Heinſe, nach Genua, aus Pempelfort, den 20. October 1780, Bericht. Das erſte Ziel war Leſſing in Wolfenbüttel, das zweite Klopſtock in Hamburg, dann folgte Wandsbeck und Claudius, endlich der Dichter Gerſtenberg zu Lübeck. Bei der Rückreiſe ſah er nochmals in Braunſchweig Leſſing, und beſuchte in deſſen Begleitung Gleim zu Halberſtadt. An dieſe Begegnungen knüpfte ſich in der Folge Bedeutendes in Jacobi's Leben. Doch berührt uns hier zunächſt bloß ſeine Freude, als er in den Hof zu Pempelfort wieder einfuhr, als die Gattin und die zu Hauſe gebliebenen Kinder ihm entgegentraten, als er ſich, nach langem Umherſchweifen, wieder heimiſch fühlte. „Es war nicht anders, ſagt Jacobi (Werke, I. S. 348), als wäre ich am Orte aller verflogenen Kräfte meines Lebens, und ſie empfingen mich in himmliſchen Tänzen. Meine freundliche Wohnung, die alle Blicke jedes Lichtes einläßt, mein lieber Garten, — alles, alles entzückte mich, und je länger, je mehr. Ich überſah unaufhörlich meine Habe, und konnte ſie nicht ermeſſen. Mein war die ganze Welt. Selbſt der Mond und die Sonne am hohen Himmel, ſie ſchienen auf eine ſo eigene Weiſe auf meinen Platz, daß es mir immer mehr ſo vorkommen mußte, als gehörten ſie nur dazu, als wären ſie mein, wie der Boden da, wie

die Bäume, die ich gepflanzt habe. — Wenn schon meine Blumen verwelkt sind, und meine Bäume meist entblättert, wenn schon dicker Nebel mir Luft und Boden verderbt und von dem kurz gewordenen Tage noch die Hälfte raubt: aber froh bin ich dennoch immer, sehe in dem allen bloß das Jahr, das sich nun rascher wenden will, und den nähern Frühling, der mir immer schöner wiederkommt. Immer schöner. Sie sollen es sehen, bester Heinse, wenn Sie wiederkommen, und immer glühender mein Herz, freier, offener, muthiger und besser.“ Doppelt erfreulich muß dieser Jubel des Glücklichen uns erscheinen, wenn wir erfahren (Brief an den Consistorialrath Jacobi in Celle, Briefwechsel I. 300), daß eben auf der Rückreise in Cassel Jacobi die Nachricht von seiner Ungnade beim Kurfürsten und dem Verluste seines Geheimraths-Gehaltes erhielt. Aber die schon erlangte geistige Bedeutung trug ihn über solches Mißgeschick leicht hinweg. „Hängen Sie, lieber Jacobi, Ihren Cameralgeist ganz an den Nagel, und setzen sich ruhig hin und vollführen Ihren Woldemar,“ schrieb ihm Lessing den 4. December 1780 (Jacobi's Werke, IV. 1. S. 86). Den schon kränkelnden Lessing lud Jacobi noch zu sich ein. Er vermochte nicht mehr zu folgen und starb bald hernach zu Wolfenbüttel den 15. Februar 1781.

Ueber seinem Grabe erhob sich darauf noch der heftigste Streit. In einem Briefe an Lessing's Freundin, Elise Reimarus zu Hamburg, sprach Jacobi den 21. Juli 1783 die Ansicht aus, Lessing sei Spinozist gewesen. Sie theilte dies Moses Mendelssohn in Berlin mit, der im Begriffe war, ein Werk über Lessings Charakter und Schriften herauszugeben. Moses erschrak heftig, suchte Jacobi's Meinung auf jede Weise zu entkräften, Briefe gingen hin und wieder. Endlich erschien 1785 Jacobi's Werk: „Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an Herrn Moses Mendelssohn." Es machte großes Aufsehen, so wohl des Gegenstandes wegen, als in Rücksicht auf Lessing. Mendelssohn, heftig gereizt, trat gleich mit einer Gegenschrift: „An die Freunde Lessings" hervor, und starb bald hernach, den 4. Januar 1786. Jacobi ließ dann seine Schrift, mit Veränderungen und Zusätzen, in welchen die Grundzüge seiner eignen Weltansicht bereits klar zu Tage lagen, 1789 nochmals erscheinen. Mittlerweile hatte er 1787 das Gespräch: David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus, herausgegeben, in welchem seine Grundansicht: alle menschliche Erkenntniß gehe aus von Offenbarung und Glauben, mit Beredsamkeit und Schärfe durchgeführt war.

IV.

Jacobi, der Philoſoph, im Verhältniß zu ſeiner Zeit.

So trat denn Jacobi in den philoſophiſchen Streithändeln jener Zeit, da Kant's Kriticismus der bis dahin allein herrſchenden Leibnitz-Wolfiſchen Schule ein Ende machte, handelnd auf, und nicht ohne Einfluß blieb ſein kühn und geiſtvoll geſprochenes Wort.

Von einem neuen, eignen Syſtem war freilich bei Jacobi keine Rede. Pascal's großes Wort: **La Nature confond les Pyrrhoniens et la Raison confond les Dogmatistes**, zu dem die geſammte Geſchichte der Philoſophie, insbeſondere der neuern, den Beweis liefert, ſchwebte ihm ſchon damals mahnend vor. Sein eigentlicher Beruf war, die Lücken der alten und neuen Syſteme offen zu legen, und den Stolz der ſich überſchätzenden Vernunft zu demüthigen. In wie fern ihm dies gelungen ſei, haben wir hier nicht zu unterſuchen. Uns beſchäftigt vor allen die Perſönlichkeit, das Wirken eines deutſchen Denkers, der die Forderungen des Gemeingefühls der Menſchheit mit

Nachdruck geltend macht, gegenüber dem ſtarren Buchſtaben der thronenden Weisheit. Ob er ſtets Spinoza und Leſſing ihr Recht widerfahren laſſen, ob ſein Satz: Spinozismus iſt Atheismus, Stich halte, bleibt eine weitere Frage. Goethe und Herder widerſprachen. Kant jedoch las Jacobi's Schrift mit großer Begierde (Briefwechſel mit Goethe, S.101), und dankte für die Zuſendung der zweiten Ausgabe, im Oktober 1789, ſehr angelegentlich, wiewohl den eigentlichen Streitpunkt umgehend. Nur Eines ſpricht er klar aus: „Den Syncretismus des Spinozismus mit dem Deismus, in Herder's Gott, haben Sie auf's gründlichſte widerlegt.“ (Jacobi's Werke, III. Th. S. 523.) Für Jacobi war die Anerkennung von Seiten des gefeierten Hauptes der kritiſchen Philoſophie ohne Zweifel vom höchſten Werth. Daß er deſſen Philoſophie darum nicht huldigen, daß er ſelbſt immer ſeinen eignen Weg, zwiſchen den kämpfenden Syſtemen, gehen werde, lag in ſeiner Seele längſt entſchieden. Denn Leben und Wirklichkeit galten ihm höher, als die grübelnde Wiſſenſchaft, und wie er mit den verſchiedenſten Naturen, einem Heinſe und Forſter, einem Wieland und Hamann, als feiner Welt- und Lebemann ſich zu befreunden, und gegen jede Perſönlichkeit von Bedeutung die freieſte Gaſtlichkeit in ſeinem Hauſe zu üben pflegte, ſo war auch ſein

Denken und Schriftstellern vielseitig und mannichfach, ohne je leer und oberflächlich zu werden. Ihn ergriff in der Regel irgend eine Veranlassung, ein Antrieb von außen, seine eignen Gedanken frei auszuspinnen. So trat er zuerst dem Spinoza, dann Hume, Kant, Fichte, Schelling gegenüber. Mehr oder weniger sind alle Jacobi'schen Werke Gelegenheits-Schriften. Dies nimmt ihnen nichts von ihrem Werth. Hat doch auch Goethe erklärt, das echte Gedicht entspringe immer der Gelegenheit.

So entstand im Sommer 1782 die Abhandlung: „Etwas, das Lessing gesagt hat. Ein Commentar zu den Reisen der Päpste." Johannes Müller hatte die Schrift dieses Namens (bei Gelegenheit der Reise Pius VI. nach Wien) abgefaßt, welche, als Stimme eines Protestanten für die Päpste, vieles Aufsehen erregte. Jacobi, der sie durchaus billigte, nahm davon Anlaß, über das tiefere Verhältniß der Staatsgewalt zu Vernunft und Freiheit gewichtige Worte zu sprechen. (Jacobi's Werke, B. II. S. 327 ff.) Daran schließt sich der Aufsatz: „über das Buch *Des lettres de Cachet*," zuerst gedruckt im deutschen Museum, 1783, jetzt in den Werken, Bd. II. S. 411 ff., ebenfalls einen staatsrechtlichen Gegenstand erörternd, welchen die französischen Erschütterungen bald in das hellste Licht stellten. Zunächst auf

die Schriften über Spinoza (1785) und David Hume (1787) folgen die Betrachtungen über den frommen Betrug, und über eine Vernunft, welche nicht die Vernunft ist, zuerst im deutschen Museum, Februar 1788, an Johann Georg Schlosser gerichtet, zum Schutze Lavater's und seiner Freunde gegen die damalige Berliner Aufklärung. Aehnlichen Inhalts ist das Schreiben an Friedrich Nicolai, in Bezug auf dessen Erklärung über seine Verbindung mit den Illuminaten (Jacobi's Werke, Bd. II. S. 501 ff.). Das Bruchstück des französisch abgefaßten Briefes an Johann Franz Laharpe, Mitglied der französischen Akademie, vom 5. Mai 1790 (Jacobi's Werke, II. S. 513 ff.) erörtert das Verhältniß der Vernunft zur Leidenschaft der Menschen, besonders im Staate, und berührt damit die wichtigste Frage der beginnenden Zeit der Umwälzung. Dies sind die hauptsächlichsten der von Jacobi in Pempelfort abgefaßten Schriften.

Aber jetzt ist noch ein Blick zu werfen auf Jacobi's gesellige und Familien-Verhältnisse während der letzten zehn Jahre, die er in der Heimath zubrachte. Seit 1780 finden wir ihn mit dem Minister Franz von Fürstenberg aus Münster, („le grand homme") mit der dort seit 1779 lebenden Fürstin von Gallitzin und mit „ihrem Sokrates",

dem Philoſophen Franz Hemſterhuis, deſſen „Alexis, über das goldne Weltalter," Jacobi 1787 aus dem mangelhaften Franzöſiſchen des Verfaſſers in kerniges Deutſch überſetzte (jetzt in Jacobi's Werken, VI. 465 ff.) in näherer Verbindung, ſo daß dieſe Wochen lang in Jacobi's Hauſe ſich aufhalten, und von ihm und den Seinigen wieder Beſuche zu Münſter empfangen. Es war und blieb ein Verhältniß reinſter Achtung und innigen Vertrauens. Im März 1781 trat Jacobi auch mit Lavater in Verbindung, welcher damals Bildniſſe zu ſeiner Phyſiognomik aus allen Ecken der Welt zuſammenbrachte. Das Gefühlsleben des Schweizer Propheten ſtimmte trefflich zu Jacobi's Seelenbedürfniß. Dieſe Seite ſeines Weſens befreundete ihn auch näher mit Matthias Claudius, welcher dann wieder Herder's Verbindung mit Jacobi vermittelte. Der erſte Brief Herder's an Jacobi, vom 29. Mai 1783 (Jacobi's Werke, Bd. III. S. 471), iſt im Hauſe des Wandsbecker Boten geſchrieben. Schon vorher, am 12. Auguſt 1782, hatte der Magus aus Norden, wie er ſich ſelber nannte, Johann Georg Hamann, ebenfalls durch Claudius veranlaßt, einen Briefwechſel mit Jacobi angeknüpft, welcher zuerſt von Leſſing und Spinoza ausgehend, wobei Hamann Mendelsſohn und den Berlinern ſcharf die Spitze bietet, ſpäter eine große

Ausdehnung gewann. Hamann läßt Jacobi in seine häuslichen und schriftstellerischen Verhältnisse und Verlegenheiten mit unbedingtem Vertrauen hineinblicken. Nach Jacobi's letztem Wunsche hat Friedrich Roth diesen ausführlichen Briefwechsel, der in Königsberg den 6. Januar 1785 beginnt, und in Münster den 14. Juni 1788, wenige Tage vor Hamann's Tode, endet, als dritte Abtheilung dem vierten Bande von F. H. Jacobi's Werken, welcher die Schriften über Spinoza enthält, zugefügt. Man erkennt darin überall Jacobi's Verehrung für den Geheimniß-glaubenden, Wunder-suchenden „Vater Hamann." Im Sommer 1787 besuchte Hamann seine Freunde in Münster, zu welchen namentlich die Fürstin Gallitzin gehörte, hielt sich im Herbste dieses Jahres Monate lang zu Pempelfort auf, wohin Jacobi selbst ihn aus Münster abholte, und kehrte dann dorthin zurück, wo er am 21. Juni 1788 starb, und von der Fürstin in ihrem Garten begraben wurde. Bis zu ihrem Tode, den 27. April 1806, ehrte sie fromm das Andenken des homo Christianus, wie ihn die von Hemsterhuis verfaßte Grabschrift nennt.

Je mehr Jacobi von Jahr zu Jahr mit der kritischen Philosophie zerfiel, desto enger schloß er das Bündniß mit den Männern des Glaubens. Es ist wahr, daß er mit voller Ueberzeugung nie auf ihrer

Seite ſtand. Aber gelang es ihm auch nicht vollſtändig, oder hat er nie vermocht, den Kopf dem Herzen völlig dienſtbar zu machen, ſo ſtrebte er deſto eifriger nach der Harmonie zwiſchen beiden, die ihm mit Recht als höchſter Lebenszweck erſchien. Daher ſeine Abneigung gegen die Anmaßungen der allein ſich ſelber ſetzenden Vernunft, und das unausgeſetzte Trachten, mit dem poſitiven Chriſtenthum als Denker ſich in friedliches Verhältniß zu bringen. Dies iſt denn auch ein Hauptunterſchied ſeiner Denkungsart von Goethe's Naturverehrung, welcher in dem Briefwechſel beider Freunde, beſonders ſeit dem Erſcheinen der Schrift über Spinoza 1785, immer ſchärfer uns begegnet. „An dir iſt überhaupt vieles zu beneiden," ſchreibt Goethe am 5. Mai 1786, „Haus, Hof und Pempelfort, Reichthum und Kinder, Schweſtern und Freunde und ein langes et caetera. Dagegen hat dich aber auch Gott mit der Metaphyſik geſtraft und dir einen Pfahl in's Fleiſch geſetzt, mich dagegen mit der Phyſik geſegnet, damit mir es im Anſchauen ſeiner Werke wohl werde, deren er mir nur wenige zu eigen hat geben wollen. Uebrigens biſt du ein guter Menſch, daß man dein Freund ſeyn kann, ohne deiner Meinung zu ſeyn. Denn wie wir von einander abſtehn, hab' ich erſt recht wieder aus dem Büchlein (über Spinoza) geſehen." Goethe war der deutſchen

Philoſophie nie mehr abhold, als in jenem Augenblicke, wo er ſich zur Reiſe nach Italien rüſtete, das ihm Wirklichkeit und Anſchauung ſtatt der Abſtractionen und Träume geben ſollte. Jacobi machte dagegen im Sommer 1786 eine Reiſe nach England, die ihm den großartigen Welthandel vor Augen ſtellte.

Zu den in Folge der Verbindung mit Claudius und Hamann gewonnenen Freunden geſellte ſich 1788 auch Graf Friedrich Leopold von Stolberg, deſſen ernſt chriſtliche Geſinnung ſchon aus ſeinem erſten Briefe an Jacobi, vom 28. April 1788, klar hervorleuchtet. Im Sommer 1791 beſuchte Stolberg Jacobi in Pempelfort, und nahm deſſen zweiten Sohn Georg Arnold mit auf die Reiſe nach Italien. Gleich darauf (5. Auguſt 1791) ſchreibt Stolberg aus Frankfurt: „Wir wollen, wir werden in trauter Gemeinſchaft mit einander bleiben, bis einem nach dem andern das Herz bricht, und dann wird die Knospe unſrer Freundſchaft zur ewigen Himmelspflanze ſich entfalten.“ Sie haben einander Wort gehalten. Als Stolberg in der Folge zum Katholicismus übertrat, und deshalb vielfache Anfeindungen erfuhr, war Jacobi einer der Wenigen, die ſich dem Freunde bald wieder näherten, obgleich auch er den Schritt deſſelben, wenigſtens zu Anfange, nicht billigte. „Mein ewig geliebter Stolberg!“ ſchreibt Jacobi

aus Eutin den 1. September 1804, „das bleibst du, trotz dem Scheidebriefe, den du mir vor zwei Jahren sandtest. — Je älter ich werde, je dankbarer wird mein Herz gegen jeden, der mir Gutes erwiesen hat.“

Außer jenen zartchristlichen Freunden bewegen sich in dieser Zeit um Jacobi auch Staatsmänner, Johannes Müller, G. Forster, Dohm, Rehberg u. A., mit welchen er die ahnungsvolle Weltlage vor der ersten Revolution und nach ihrem Ausbruche häufig bespricht. Nur kurze Zeit freute Jacobi sich der neuen Bewegung. Schon im August 1789 ward er andrer Meinung, indem er nicht begriff, wie der Menschheit noch zu helfen sei, so lange es an Treu und Glauben für die Constitutionen fehle. So schrieb Jacobi am 6. August 1792, wenige Tage vor dem schrecklichen 10. August, da das Königthum dem Pöbel weichen mußte, und der Krieg begann. Ihm kam es jetzt vor, die Geschichte liege in den letzten Zügen. Gerade dieses Jahr brachte ihm bedeutenden Besuch. Zuerst im Januar Dohm, kurz vorher in Lüttich thätig, mit seiner Familie, im Juli Herder, an den Jacobi sich inniger anschloß, als beide vorher geahndet haben mochten; dann reisete Jacobi (Ende August) nach Carlsruhe zu seinem Freunde Schlosser, Goethe's Schwager, wohin auch

ſein Bruder aus Freiburg kam. Doch der Schrecken vor dem Anrücken der Franzoſen trieb ſchon den 30. September die Geſellſchaft aus einander. Das war der erſte Wink der neuen Zeit, das Wehen vor dem Sturme, welcher bald darauf, im Spätherbſte 1794, Jacobi aus dem friedlichen Pempelfort vertrieb.

Doch der Herbſt 1792 ſollte ihm noch eine große Freude bringen, — das Wiederſehen Goethe's in Pempelfort.

Unruhige, angſtvolle Tage waren es geweſen, die Jacobi im September und October, erſt in Carlsruhe, dann auf der Rückreiſe in die Heimath, unter Kriegsgeräuſch und Gewirre der Fliehenden, verlebt hatte. Wir erſehen es aus ſeinem Briefe an Herder vom 23. October 1792, aus Pempelfort. „Ich ſehe keinen Weg, ſchreibt er dem Freunde, weder vor mir, noch hinter mir.“ Unterdeſſen hatte Goethe am 20. Auguſt, im Gefolge des Herzogs von Weimar, Frankfurt verlaſſen, im September den Preußiſchen Feldzug gegen die Franzoſen in die Champagne mitgemacht, und ſo am 20. der ſchrecklichen Kanonade von Valmy beigewohnt, welche den verhängnißvollen Rückzug des Herzogs von Braunſchweig zur Folge hatte. Regen und Sturm, Krankheit und Entbehrung ſchienen losgelaſſen gegen das unglückliche Kriegsheer. „Von hier und heute geht eine

neue Epoche der Weltgeschichte aus," — sprach Goethe am Abend des Schicksalstages zu seinen Freunden, — „und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen."

Plötzlich, zu Anfange des Novembers, erschien Goethe, völlig unerwartet, in Pempelfort. Des Fragens und Erzählens von den ausgestandenen Drangsalen des unglücklichen Feldzuges war kein Ende. Denn seit beinahe vier Wochen war fast kein Laut von dem Heer in die deutsche Heimath gelangt. Es war, als ob es von der Erde verschlungen worden. Nach und nach erheiterten sich die Gemüther der Freunde; man begann, nach alter Weise, sittliche und litterarische Mittheilungen. Allein Goethe fand sich durch den schrecklichen Feldzug der zarten Gesinnung früherer Werke, selbst seiner Iphigenie, die man ihm zur Vorlesung in die Hand gab, entfremdet. Die Wirklichkeit, die gebieterischen Forderungen des Tages beherrschten ganz den Dichter, den nur ein seit Jahren liebevoll gehegtes Studium der Natur zu idealen Höhen wieder emporzog. Dies und die Nachklänge Italiens hatten in Goethe's Wesen die vollständigste Umwälzung bewirkt seit den schönen Tagen, als er in jugendlicher Begeisterung in denselben Räumen, unter den Schatten von Pempelfort, zuerst an Jacobi's Herzen lag.

Doch immer noch übte dieſe Umgebung den alten Zauber. Dies that vorzüglich auch der zarte, ſittliche Geiſt des Familienkreiſes, der in Mitten aller Stürme ſich rein erhalten hatte.

Damit verband ſich eine Art von Abſchließung dieſes Kreiſes nach außen. Goethe klagt, daß Jacobi damals von ſeiner ſchon ein Jahr gedruckten Metamorphoſe der Pflanzen wenig Kenntniß genommen, daß ſeine morphologiſchen Gedanken, ſo wohl geordnet und überzeugend er ſie auch vortrug, keinen Eingang fanden. Da verfiel er denn wohl in die alte Unart, gewaltſame Paradoxen aufzuſtellen, welche verletzen mußten, und ihm den Namen eines „umgekehrten Heuchlers" erwarben. Es liegt in dieſem Namen die feſte Ueberzeugung der Freunde von der Güte der Geſinnung des Dichters und ſeiner unveränderten Neigung. Meinungen trennen, Geſinnungen verbinden die Menſchen. Goethe, der nur auf acht Tage gekommen war, verlebte faſt den ganzen November 1792 in Pempelfort und Düſſeldorf, und man fühlt es ſeiner Schilderung jener Ruhetage an, wie gern er ſich halten laſſen, wie wohl ihm dort geworden. Ihn freute „das ſchöne Gebäude der häuslichen Glückſeligkeit" Jacobi's (Briefwechſel mit Goethe, Seite 140), „der Hauswirth immer munter und aufregend, die Schweſtern wohl-

wollend und einsichtig, der Sohn (Max Jacobi) ernst und hoffnungsvoll, die Tochter (Clara, später verheirathet an A. von Clermont) wohlgebildet, tüchtig, treuherzig und liebenswürdig, an die leider schon vorübergegangene Mutter und an die frühern Tage erinnernd, die man vor zwanzig Jahren in Frankfurt mit ihr zugebracht hatte." So beschreibt Goethe (Werke, Band 25 S. 162) den Jacobi'schen Kreis *) zu Pempelfort kurz vorher, ehe er für immer sich auflöste. Das Andenken an Jacobi's früh entschlafene Gattin gibt diesen Worten noch höhere Bedeutung. Sie war einst es gewesen, „die Heilige, deren ganzes Wesen Aufopferung war, die Unsträfliche, die ein Geist aus der Höhe belebte," wie der trauernde Gatte im Gefühle des herbsten Verlustes schreibt (am 13. Februar 1784), welche Goethe und Jacobi zusammenführte. Sie starb in

*) Wenn Goethe (im Verfolge der angeführten Worte) noch im Jahre 1792 Heinse mit zur Jacobischen Familie rechnet, und seiner Scherze dabei gedenkt, so ist dies offenbar eine Verwechselung mit 1774. Denn Heinse lebte seit 1787 in Mainz und Aschaffenburg, in der Nähe des Kurfürsten. Nicht erwähnt hat Goethe der beiden ältern Söhne Jacobi's, Johann Friedrich und Georg Arnold, weil beide nicht mehr in Pempelfort waren. Auch war am 27. December 1788 Jacobi's unglücklicher Vater, Johann Conrad Jacobi, gestorben, nachdem er die letzten Jahre in geistiger Dumpfheit zugebracht.

dem Unglücksjahre 1784, in demselben Winter, welcher den ganzen Niederrhein mit dem furchtbarsten Eisgange heimsuchte, kurze Zeit nach ihrem liebsten Sohne Franz. Es war die härteste Prüfung für den zart empfindenden Gatten. Er hat sie rühmlich bestanden, und so wohnte der Geist der verklärten Mutter fort und fort im Kreise ihrer Kinder, in dem stillen Heiligthum der Pempelforter Einsiedelei, wo sie so gern verweilte, das natürlich jetzt dem Vereinsamten nur noch lieber und traulicher ward.

Nach diesem herben Verluste fühlte Jacobi doppelt den Zug zum Freunde. Im Herbste 1784 reisete er mit seiner Schwester Charlotte nach Weimar, und verweilte einige Zeit. Froher, heiterer, getrösteter verließ er Goethe, dessen leiseste Berührung ihm wohl that. Und doch war damals beider Richtung schon sehr verschieden. Jacobi hatte auf dem Gebiete des Denkens sich mehr und mehr versucht, indeß Goethe unter allen Zerstreuungen des Welt- und Hoflebens niemals der Dichtung und Natur entsagt und eine Reihe edler Schöpfungen im Stillen vorbereitet hatte, die bald darauf an der Sonne Italiens reiften. Dankbar schildert Jacobi in einem Briefe vom 13. October 1784 Goethe'n die Rückreise, die Begegnung mit seinem Bruder zu Frankfurt. Goethe antwortet sehr herzlich: „Gewiß," sagt er, „man darf

ſich nur vom Stuhle erheben, oder zur Hausthüre hinausgehen, irgend etwas unternehmen, ſo ſieht man, daß ein gutes Schickſal iſt, das ſich des Menſchen annimmt."

In Goethe, der von Pempelfort zu Ende des Novembers 1792 ſich erſt nach Duisburg zu dem ſelbſtquäleriſchen Pleſſing begab, welcher einſt 1777 die Harzreiſe im Winter veranlaßt hatte, dann in Münſter die Fürſtin Gallitzin, die ſchon vor Jahren mit Fürſtenberg und Hemſterhuis in Weimar bei ihm geweſen war, beſuchte, wirkte „die Auferbauung, die in Pempelfort angefangen" (wie er an Jacobi ſchreibt) weiter fort. Liebevoll ſpricht er im Augenblicke der Abreiſe von Münſter (10. December 1792) es dem Freunde aus: „Das Bild, was ich von dir und den Deinigen mitnehme, iſt unauslöſchlich, und die Reiſe unſrer Freundſchaft hat für mich die höchſte Süßigkeit." Wer hat das Recht, dieſem Worte des großen Dichters zu mißtrauen? — Auch in Münſter fühlte Goethe ſich ſehr glücklich, und wäre in dem ſittlich zarten, geiſtig bewegten Kreiſe der Fürſtin gern länger geblieben, wenn er nicht in Weimar längſt erwartet worden. Franz Hemſterhuis, welcher, als Sokrates, ſeiner Diotima, der Fürſtin, einſt die beſten ſeiner Schriften zueignete, war bereits 1790 im Haag geſtorben. Fürſtenberg, „nunmehr um ſo

viele Jahre älter, immer derselbe verständige, edle, ruhige Mann," wie Goethe sagt, stand ihr noch zur Seite. Die ersten Unterhaltungen wandten sich auf Hamann. Seine großen, unvergleichlichen Eigenschaften erkannte Goethe freudig an. In der Fürstin erwachte früh das Gefühl, „daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem innern, beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse." Gern ließ Goethe diese Gesinnung gelten. Ihn zog in diesem Kreise so manches Gute und Schöne lebhaft an; die milde Frömmigkeit, der sittliche Ernst der Fürstin wirkte vortheilhaft ein auf das Gemüth des Dichters; die von Hemsterhuis ererbten geschnittenen Steine in ihrem Besitze beschäftigten seine künstlerische Phantasie. Der Abschied war fromm und für beide Theile bedeutend: sie übten gegen einander echt menschliche, christliche Duldung. So hatte auch diesmal Goethe's bessere Natur den Sieg davon getragen, und dazu half ohne Zweifel vor allen jener tiefe Eindruck des Pempelforter Kreises, das frisch erneute Andenken glücklicher Jugendtage.

V.

Anbruch der neuen Zeit.

„Unterdeſſen freue ich mich, eine gewiſſe Fülle der Zeit erlebt zu haben, wo alle Dinge ſich verändern und eine neue Geſtalt gewinnen müſſen, wo ein innerliches Ringen zwiſchen Untergang und Aufgang den ganzen Horizont der Erde umfaßt.“ So ſchrieb Jacobi den 4. Mai 1790 an Chriſtian Wilhelm von Dohm, welcher eben mit der Beilegung des Lüttticher Aufſtandes beſchäftigt war. Gerade ſtand die franzöſiſche Umwälzung im Beginn. Der Sturm der Baſtille, die Abſchaffung der Adelsvorrechte, der geiſtlichen Orden und Klöſter, die Erklärung der Menſchenrechte waren ſchon da. Necker und Mirabeau, mit ſehr verſchiedenen Mitteln, ſuchten den Sturm noch zu beſchwören, indeß Ludwig XVI. zwiſchen Widerſtand und Nachgeben hin und her ſchwankte. Allein die Emigration hatte ſchon ſeit dem Sommer 1789 angefangen und zu Coblenz, am Hofe des nahe verwandten Kurfürſten Clemens Wenzeslaus, ſammelten Ludwigs XVI. Brüder, die Grafen von Provence und Artois, (nachmals Ludwig XVIII. und Karl X.) unter des Prinzen Condé Anführung, ihre Streitkräfte für

den Fall des Krieges. Es war natürlich, daß die große Bewegung in Deutschland, namentlich am Rhein, aus doppeltem Gesichtspunkte betrachtet wurde. Während die Einen mit dem Gefühle der Theilnahme und Neigung den Franzosen zuschauten, weil die Beseitigung verjährter Mißbräuche sie erinnerte an so Manches, das auch in deutschen Landen Abhülfe dringend nöthig machte, erklärten die Andern die begonnene Neuerung für den Untergang aller Ordnung, deren Bestehen an Thron und Altar geknüpft sei. Es ist nicht zu verkennen, daß beide Ansichten in gewissem Betrachte Recht hatten. So darf es uns denn nicht verwundern, in Deutschland die Stimmen der ausgezeichnetsten Geister über die französische Umwälzung damals völlig getheilt zu sehen. Sind doch jetzt, nachdem die Weltgeschichte in letzter Instanz entschieden, nachdem die Summe des durch jene ungeheuern Ereignisse Gewonnenen und Verlornen sich mit größerer Sicherheit ziehen läßt, noch nicht alle Verschiedenheiten der Ansichten verschwunden, und so hören wir täglich von der einen Seite rühmen und preisen, was die andere heftig verwünscht.

In den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten hat Goethe (Werke, Bd. 19, S. 207 ff.) diesen Widerstreit der Meinungen geschildert. Er versetzt uns an den Rhein, im Jahr

1792, als der Krieg bereits wüthete. „Der Fürſt," ſagt er dort, „das Land hatten viel durch den Einfall der Franzoſen gelitten; er hatte die Willkür der Nation, die nur vom Geſetz ſprach, kennen gelernt und den Unterdrückungsgeiſt derer, die das Wort Freiheit immer im Munde führten. Er hatte geſehen, daß auch in dieſem Falle der große Haufe ſich treu blieb, und Wort für That, Schein für Beſitz mit großer Heftigkeit aufnahm." Hier vernehmen wir Goethe's eigene Anſicht, welcher er, dem Weſentlichen nach, auch im Fortſchritte der großen Begebenheit, immer treu geblieben iſt. Ganz anders, mit Jubel und Entzücken, begrüßten Klopſtock und viele jüngere Dichter, auch wohl Schiller, den Anfang der Revolution; ſie wurden jedoch bald, als die Schreckenszeit mit ihren Gräueln dem Königsmorde folgte, ſchauerlich enttäuſcht. Aber ſelbſt damals noch ſprach der alte Kant, „alle Gräuel, die jetzt in Frankreich geſchähen, wären unbedeutend gegen das fortdauernde Uebel der Despotie, die vorher in Frankreich beſtand, und höchſt wahrſcheinlich hätten die Jacobiner Recht in Allem, was ſie gegenwärtig thäten." (Nicolovius' Leben, S. 64.)

So allgemein herrſchte zu jener Zeit das Gefühl, daß es in der Welt beſſer, wenigſtens anders werden müſſe und werde. Auch Jacobi

theilte daſſelbe, namentlich in Beziehung auf Deutſchland. „Was ich nicht ſo ganz mit Ihnen fühlen kann,“ ſchreibt er am 16. Juli 1790 an Johannes Müller, damals zu Mainz, „iſt Ihr deutſcher Patriotismus. Wir ſind ein armes Volk, und ich ſehe gar nicht ab, wie es beſſer mit uns werden ſoll. Das Menſchenverſtändige verſchwindet allmählich ganz aus unſerer Verfaſſung; alle ihre Einrichtungen werden ſo ſinnlos, ſo abgeſchmackt, ſo lächerlich.“ (Briefwechſel, II. 33.) Niemand aber war von dieſer Wahrheit tiefer ergriffen, als der kraftvolle Georg Forſter, den auch Jacobi zu den Seinen zählte. Gerade im Frühling 1790 unternahm er von Mainz aus eine Reiſe, den Rhein hinab, nach Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich, deren reichen Ertrag an Beobachtungen und Ideen er in ſeinen gediegenen Anſichten (3 Theile, 1791—94) niederlegte. Hier ſpricht überall der gemäßigte Freund des Rechtes, der Ordnung, der Freiheit. Er hat der letztern in der Folge Glück und Leben zum Opfer gebracht, als er, im Auftrage der Mainzer Republikaner, im Januar 1793 nach Paris ging, und nun bald mit Schrecken begriff, welch ein Ungethüm dieſe „Freiheit und Gleichheit“ werden könne. Ohne Halt und Freunde, erlag er zu Paris dem Kummer um das Verlorene, der herben Enttäuſchung, der Anſtrengung ohne Frucht, am 12. Januar 1794. Er hin-

terließ den Seinen nicht den Troſt, daß ſein Andenken ohne böſe Nachrede geblieben. Erſt die neuere Zeit hat Forſter wieder erkannt, wie er wirklich geweſen. Iſt es da zu verwundern, wenn Jacobi bald von der Revolution mit Widerwillen ſpricht, ſo wie vorher von der trägen Sicherheit und Ruhe, in welche Deutſchland verſunken ſchien? „Ich bin ſehr mißmuthig," ſchreibt er am 6. Auguſt 1792 aus Pempelfort an Frau Doctorin Reimarus nach Hamburg, „und bin ſeit dem Auguſt 1789 nur immer troſtloſer geworden. Ueberhaupt ſehe ich nicht, wie der Menſchheit mehr zu helfen iſt, woran wir ein feſtes Ja und Nein, Treue und Glauben auf jede Gefahr binden wollen, ohne welches alle Conſtitutionen ſowohl für den einzelnen Menſchen, als für Geſellſchaften, nur Schattenſpiele an der Wand ſind. Ich gebe alſo meine Stimme für den jüngſten Tag." Dieſes Mißbehagen wurde bei Jacobi durch ein Augenleiden geſteigert, das im Sommer 1792 ihn mit Blindheit bedrohte und, obgleich zum Theil bald darauf gehoben, doch theilweiſe bis zum Ende ſeines Lebens verfolgte.

Gerade zu dieſer Zeit begann der Krieg gegen das empörte Frankreich mit dem Einfalle der Preußen, unter Anführung des Herzogs von Braunſchweig, in die Champagne, welcher nach der Kanonade bei Valmy mit dem unglücklichen

Rückzuge endete, den Goethe meisterhaft schildert. Gleich darauf siegt Dumouriez über die Oestreicher in Belgien, besetzt Lüttich und Aachen, und Custine nimmt am 21. October die deutsche Reichsfestung Mainz durch feigen Verrath der dortigen Befehlshaber, ja selbst Frankfurt fiel auf kurze Zeit den Franzosen in die Hände. Schlimme Vorzeichen für den Ausgang des Kampfes der alten Ordnung der Dinge gegen die neue, welche mittlerweile in Frankreich als Republik (21. September 1792) hervortrat! —

Der ersten Bestürzung und Furcht folgte bald mannhafter Widerstand. Wie Vieles und Ruhmwürdiges damals im Felde, am Rhein, in den Niederlanden, durch tüchtige Heerführer und tapfere deutsche Heere geschah, besonders im Jahre 1793, hat die Geschichte nicht vergessen. Doch mit jedem Tage erkannte man deutlicher die Unzulänglichkeit des Alten, gegenüber dem Freiheitssturm aus Westen. Denn als im Januar 1793 das Haupt Ludwigs XVI. auf dem Blutgerüste gefallen war, da erhob in Frankreich der Schrecken sein Panier, das über ein Jahr in den Händen von Blutmenschen, wie Marat, Danton und Robespierre, das unselige Land mit Gräueln und Entsetzen füllte, indeß Heer auf Heer den Gränzen zueilte, unter dem Schalle der Marseillaise die von allen Seiten heranbringenden Gegner zurückzutreiben. So stand zu An-

fange des Jahres 1794 über eine Million republikanischer Streiter im Felde, und junge, bis dahin namenlose Führer schlugen die erfahrensten Feldherren zurück, weil Schonung von Menschenleben ihnen fremd und die natürliche Lebhaftigkeit des gallischen Charakters durch den Freiheitsschwindel zur Begeisterung gesteigert war. Pichegru eroberte im Frühling 1794 die Niederlande, Jourdan siegte am 26. Juni bei Fleurus. Damit war das Schicksal des linken Rheinufers entschieden. Im Herbst ergaben Trier, Aachen, Cöln sich den Franzosen, ebenso Coblenz, und überall errichtete man Freiheitsbäume und vereinigte das Land mit der „einigen und untheilbaren Republik." Nur das im Sommer 1793 von den Preußen nach harter Belagerung wiedergenommene Mainz blieb noch in deutschen Händen, auf der Westseite des Rheines, bis zu Ende 1797, während des Rastadter Congresses, auch dieser letzte Rest der geistlichen Kurstaaten den Franzosen zufiel.

Das linke Rheinufer war seit vielen Jahrhunderten das Ziel der Bestrebungen Frankreichs gewesen. Nun war es erreicht. Denn nachdem 1795 Preußen zu Basel für sich mit der französischen Republik Frieden geschlossen, konnte das deutsche Reich nicht länger sich der Feinde erwehren, die immer massenhafter und sicherer den Umsturz der alten Ordnung betrieben. Damals stand an

der Spitze Frankreichs (seit dem Ende 1794) ein Directorium von Fünfen; schon bereitete sich im Stillen das Auftreten des Gewaltigen, der in Frankreich den Aufruhr zu bändigen, und der übrigen Welt Fesseln zu bringen, ausersehen schien. Napoleon Bonaparte, im December 1793 bei der Belagerung von Toulon zuerst genannt, führt 1796 ein französisches Heer nach Italien, das er, von Sieg zu Siege eilend, im Frieden von Campo Formio 1797, der auch das alte Venedig vernichtete, Frankreich dienstbar machte. Im nächsten Jahre unternahm er den halb romanhaften Zug nach Aegypten, und von dort zurückgekehrt, am 9. November 1799 — dem berufenen 18. Brumaire, — stürzte er das kraftlose Directorium, um sich selbst, als ersten Consul, an die Spitze der Regierung zu bringen. Recht und Ordnung kehrten in Frankreich zurück. Gewaltig trat es jetzt den Nachbarn entgegen. Das erfuhren am 14. Juni 1800 die Oestreicher in der Schlacht bei Marengo, die Norditalien den Franzosen in die Hände lieferte, und 1801 das deutsche Reich im Frieden von Lüneville, wo das linke Rheinufer abgetreten wurde. Nun folgten Schlag auf Schlag die Thaten Napoleons, der seit dem 18. Mai 1804 sich Kaiser der Franzosen nannte.

Kehren wir nach Düsseldorf zurück, wo seit dem Beginn des Krieges, im Jahr 1792, die Män-

gel der beſtehenden Staats- und Kriegseinrichtungen immer fühlbarer wurden (Jacobi's Briefwechſel, II. 94), je näher der Sturm aus Weſten heranzog. Nur in Arbeit fand damals Jacobi noch Beruhigung. Er beſorgte die neue Ausgabe des Eduard Allwill, (Königsberg bei Friedrich Nicolovius 1792), welche Goethe's Schwager, Johann Georg Schloſſer in Carlsruhe, zugeeignet iſt. Sie enthält als Zugabe das Schreiben Jacobi's an Erhard D**, vom 28. Januar 1791, in welchem der herrſchenden Unwahrheit und Selbſtſucht auf das entſchiedenſte widerſprochen wird. Im September 1792 unternahm Jacobi mit ſeiner Schweſter Helene einen Ausflug nach Carlsruhe zu Schloſſer, wo er mit ſeinem Bruder Johann Georg, dem Profeſſor zu Freiburg im Breisgau, zuſammentraf. Das Wiederſehen wurde am 30. September geſtört durch den Ueberfall der Franzoſen gegen Speier. Unter mancherlei Noth und Angſt kehrte Jacobi mit den Seinen über Stuttgart, Heilbronn, Heidelberg nach Pempelfort zurück. Schon füllten Düſſeldorf und die benachbarten Orte ſich mit Flüchtlingen. Bald darauf erſchien Goethe in Pempelfort, mit ihm die Erinnerung ſchöner Zeiten, aber auch die lebhafte Schilderung der Kriegesgräuel. Auch Friedrich Leopold von Stolberg, in Begleitung von Jacobi's zweitem Sohne, Georg Arnold, und dem

edlen Ludwig Nicolovius, welchen Jacobi als Hamanns jungen Freund im November 1789 zuerſt zu Pempelfort bei ſich geſehen und lieb gewonnen hatte, kehrten gegen Ende des Jahres 1792 aus Italien zurück, heitere, fromme Eindrücke aus dem ſchönen Lande der Kunſt und Religion mit heimbringend. Aber für ſolche war zu Hauſe kein Boden mehr. Zu Anfange des Jahres 1793 ſah Jacobi in Aachen die widerſinnigen franzöſiſchen Anordnungen; in einem Briefe an Goethe vom 24. Januar 1793 (Briefwechſel, II. Seite 120) ſpricht er ſeinen Unwillen darüber aus. Eben war das Haupt Ludwigs XVI. gefallen. Dieſes entſetzliche Ereigniß ward Jacobi zur Veranlaſſung jener „zufälligen Ergießung eines einſamen Denkers," die in Briefform (an Erneſtine, vom 21. Februar 1793) in der Folge in Schillers Horen erſchien. Jacobi vergleicht den unglücklichen König mit Lear und dem im Wetter zum Grabe hinabſteigenden, ſich verklärenden Oedipus. „Niemals," ſagt er, „werde ich den Tag vergeſſen, an dem ich ſein erſtes Verhör las. Er war mir noch Lear, da er vor jene Schranken geführt wurde, wo die Geiſter Goneril's und Regan's, vornehmlich Edmund's zur Legion gewordener Dämon, wider ihn zu Gericht ſaßen. Ich erwartete nicht, daß hier auf einmal ſeine Geſtalt ſich ſo verwandeln würde. Auch

ſeine Richter waren nicht darauf gefaßt. Ich fühlte mit ihnen, fühlte mit dem Könige und mit mir ſelbſt. Wie war ich erſchüttert, zerriſſen und bewegt!" (Jacobi's Werke, I. 255.) Aber trotz dieſes Mitgefühls, verkennt der Denker nicht das Anbrechen einer neuen Zeit. „Er ſieht lauter widernatürliche Ereigniſſe, Wechſelbälge, Ungeheuer, Geburten der abſcheulichſten Lüſternheit und Willkür," ſagt er (Seite 270) von einem Freunde. „Ich ſehe die nothwendige Entwickelung einer neuen Epoche der Menſchheit. Geſetzmäßige Kinder der Zeit ſtehen in der Geburt, drängen ſich zur Geburt, dem Scheine nach in ſehr verkehrten Lagen. Wie ſie zur Welt kommen werden, iſt ungewiß. Aber die Mutter iſt unſterblich." Und weiterhin: „Von jenen fürchterlichen Geſtalten, vor denen du erſchrocken zurückbebſt, ergreife kühn die nächſte; halte ſie feſt, noch feſter; laß ſie nicht entfliehen: es iſt Proteus, der Wahrſager! — Dränge ihn; er wird dir Rede ſtehen, die in ihm verborgene Weisheit dir enthüllen. Das Gute und Wahre in jeder Verwandlung, welche ſie auf Erden leiden, zu erkennen, und keine dieſer Um- und Einbildungen für das weſentliche Wahre und das weſentliche Gute ſelbſt zu halten; weder zu glauben, daß ſie gegenwärtig hier oder da leibhaftig vorhanden ſind, noch zu hoffen, daß ſie je auf dieſer Welt leibhaftig da ſeyn werden, je auf-

hören werden, Geiſt zu ſein, um lauter Fleiſch und Bein, das jeder greifen kann, um durch und durch Buchſtabe zu werden: dieſe Weisheit und dieſen Verſtand — o, daß wir einmal alle davon erfüllt ſeyn möchten! Aufmerkſam auf den Geiſt jeder Zeit, würden wir dann ohne Erbitterung die Zeiten nur mit jenem Geiſte der Wahrheit und des Lebens zu vergleichen trachten, der in die Zeiten verhüllt unwiderſtehlich die Zeiten regiert. Blicke umher, — was ſiehſt du? — Lauter Geſtalten, aus denen der Bildungstrieb, der ſie hervorbrachte, entwichen iſt. Sie bewegen ſich noch, aber ſie athmen nicht mehr. Anderswo iſt die Seele, die ehmals ſie belebte, und wirkt neue Geſtalten. Werden jene hohlen Masken der entflohenen nachjagen, ſie einholen, ſie wieder erobern können? — Sie vermiſſen ſie ja nicht einmal." (S. 290.) Mit ſolcher Klarheit, ſo gediegenem Ernſte blickte Jacobi damals dem Sturze des Alten, dem Werden des Neuen entgegen. Es war nicht Gleichgültigkeit, nicht ſelbſtiſche Kälte, wie ſie viele, ſonſt vernünftige Menſchen, nach Stolberg's klagender Aeußerung (vom 6. December 1793, Jacobi's Briefwechſel II. 136) damals beſchlich. Es war die Ruhe des Weiſen. Und ſo nahm er gleich eine ernſte Beſchäftigung vor, mitten unter Getümmel und Kriegsgeſchrei, die Abrundung und Vollendung

des Woldemar, welche im Januar 1794 zu Stande kam. (Brief an Wilhelm von Humboldt, vom 31. Januar 1794, Briefwechsel II. 141.) Er ward Goethe gewidmet, am 12. Januar, mit herzlichen Worten, welche diesem wohl thun mußten und wohl thaten. Der Dichter vertiefte sich eben damals in die Geheimnisse der erscheinenden Welt, Licht und Farben, da der Denker den tiefsten Regungen des Busens, Liebe und Selbstsucht, nachforschte.

Auch von außen ward Jacobi durch Freunde auf diese Betrachtungen von neuem hingeführt. F. L. Stolberg richtete aus Emkendorf in Holstein, wo er bei seinem Verwandten, dem Grafen Reventlow, sich aufhielt, am 19. Februar 1794, an Jacobi einen langen Brief, der auf die Nothwendigkeit christlicher Ueberzeugung stark hindeutet, und seine jetzt bereits entschiedene Richtung klar durchscheinen läßt (Jacobi's Briefwechsel II. 148 ff.); von einem Besuche zu Münster, bei der Fürstin Gallitzin, wo er seit 1789 nicht gewesen war, im Frühlinge desselben Jahres 1794, brachte Jacobi die Ueberzeugung zurück, daß eine starke Veränderung mit derselben vorgegangen, durch ihre jetzt streng kirchliche, katholische Richtung, daß er aber „trotz allem dem, was ihm an ihr nicht lieb sei, sie dennoch unaussprechlich liebe, bewundere und verehre. Es ist eine unermeßliche Fülle in ihr von

Schönheit und Größe," ſagt Jacobi in einem Briefe an L. Nicolovius vom 9. Mai 1794 (Briefwechſel II. 165); „ſie hat ein wahrhaft fürſtliches Gemüth, und jede Grazie ſteht ihr zur Seite, wenn ſie nur winkt. So iſt ſie ſelbſt; ſo wohnt ſie in meinem Herzen, ſo wird ſie es ewig beſitzen. — Fürſtenberg hat mich wieder ſehr gefreut. Er iſt und bleibt derſelbige, ein Mann, wie kein andrer; ein andrer neben jedem, unnachahmbar und keiner Nachahmung fähig."

Gleich nach der Zurückkunft Jacobi's von Münſter (5. Mai), im Sommer 1794, fingen die Kriegsunruhen von der niederländiſchen Seite an, die ſein Gemüth ſehr bewegten. Namentlich ſeitdem er (15. Juni) nach Aachen gereiſet war, wo ſein Vermögen in dem Handelshauſe ſeines Schwagers, des Herrn von Clermont, ſich befand. Mittlerweile knüpfte ſich Jacobi's Verhältniß zu Schiller an, und zwar durch einen ſehr ehrenvollen Brief Schiller's (vom 24. Auguſt 1794) an den Mann, „deſſen herrlicher Genius ſchon längſt ſeine Huldigung hatte," mit der Bitte, zu den von ihm beabſichtigten Horen Beiträge zu ſenden. (Jacobi's Briefwechſel, II. 172.) Dieſer Bitte entſprach Jacobi im Sommer 1795 durch Einſendung jener „Ergießungen eines einſamen Denkers," über welche Schiller ihm (Jena 9. Juli 1795) ſeine

herzliche Freude bezeugt. Auch gegen Goethe ſpricht Schiller am 20. Juli 1795 ſeine Zufriedenheit mit dieſer Abhandlung aus. (Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, I. 183.) Wilhelm von Humboldt ſagt: „Jacobi's Aufſatz amüſirt mich doppelt, da er meine Kunſt, zu rathen, ſo anhaltend beſchäftigt.“ (Brief an Schiller, vom 28. Juli 1795. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 114. Vgl. S. 202.) Beſonders aber ward Jacobi von der Theilnahme Wilhelms von Humboldt an dem neu erſchienenen Woldemar angenehm berührt, welche ſich in einer tiefeingehenden Beurtheilung dieſes Werkes kund gab. Durch Humboldt ward jetzt auch Fichte veranlaßt, an Jacobi die erſten Bogen ſeines Lehrbuches der Wiſſenſchaftslehre zu ſenden. „Iſt irgend ein Denker in Deutſchland, ſagt Fichte in ſeinem Briefe, am 29. September 1794, „mit welchem ich wünſche und hoffe, in meinen beſondern Ueberzeugungen übereinzuſtimmen, ſo ſind Sie es, mein verehrungswürdigſter Herr; — ich, der ich von den meiſten berühmten philoſophiſchen Schriftſtellern nichts, als Widerſpruch erwarte, und darüber eben nicht ſehr betreten bin.“ (Briefwechſel, II. 184.) Daß es mit dieſer Uebereinſtimmung, bei aller gegenſeitigen Achtung, nicht recht gelang, werden wir ſehen.

Gerade in dieſen letzten Tagen des Septembers,

da die Franzoſen dem Rheine ſich näherten, faßte Jacobi den ſchnellen Entſchluß, Pempelfort zu verlaſſen, um dem Kriegslärm auszuweichen. Nicht für immer ſollte dieſe Trennung von dem geliebten Hauſe und Garten ſeyn. Aber dennoch ward ſie es. Ludwig Nicolovius, der in Jacobi's Hauſe im Sommer 1793 Schloſſer's Tochter Luiſe, Goethe's Nichte, kennen und lieben gelernt, war eben jetzt wieder nach Pempelfort geeilt, weil er Schloſſer und deſſen Angehörige dort anzutreffen hoffte. Allein er fand nur das leere Haus, und Jacobi's Schweſter Charlotte, die zurückgeblieben war, um mit ihm, wenn Schloſſer es geſtatten würde, nach Ansbach zu gehen, wohin ſich jener mit den Seinigen begeben hatte. Schloſſer jedoch widerrieth dieſe Reiſe, wegen der böſen Zeiten. So blieb denn Nicolovius in Pempelfort, um den Reſt von Jacobi's Bibliothek und manche Papiere zu ordnen und fortzuſchaffen. Die erſte Woche des Octobers kam heran.

Düſſeldorf war damals eine pfälziſche Feſtung. Als den 5. October die letzten Oeſtreicher über die dortige Schiffbrücke zogen; ſtanden die franzöſiſchen Vorpoſten am Rhein, der Stadt gegenüber. Es war Sonntag, Alles in gewohnter Ruhe. Gegen Abend rückten 4000 Mann Oeſtreicher in die Stadt ein. Am nächſten Vormittag thaten dieſe aus den Batte-

rien am Rhein einige Schüsse, um ein kleines Haus jenseits des Rheines umzuwerfen. Diese Schüsse wurden der Stadt verhängnißvoll. In jenem Hause befand sich ein französischer Anführer, krank oder verwundet. Der Unwille der Franzosen verlangte Rache. Am Abende des 6. Octobers warfen sie drei Stunden lang Bomben und glühende Kugeln auf die Stadt. Bald brach eine furchtbare Feuersbrunst aus. Das kurfürstliche Schloß, ein thurmgekrönter Bau des 16. Jahrhunderts, lange die Wohnung ruhmreicher Fürsten, zur Seite der Gallerie-Gebäude, die Johann Wilhelms unschätzbare Gemälde-Sammlung enthielten, loderte in hellen Flammen auf. Fast ein halbes Jahrhundert stand das Schloß seitdem als Ruine da, bis in unsern Tagen erst ein Flügel, dann noch einer, zu Maler-Werkstätten eingerichtet, endlich (1846) auch gegen den Rhein hin und nach dem erhaltenen Hauptthurme zu, ein stolzer Neubau, zum Behufe der Stände-Versammlung, unter König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, wieder aufgeführt wurde. Aber nicht bloß das Schloß sank in Schutt und Asche während jener grausenvollen Nacht, die auf viele Jahre sich den Gemüthern der Menschen unauslöschlich einprägte. Auch der Marstall, ein den Kreuzbrüdern gegenüber liegendes Nonnenkloster, ein Theil der Ratinger Straße standen in Flammen, die

weithin in's Land leuchteten. Schrecken, Verwirrung, Rathlosigkeit, Flucht überall. Wer konnte, Behörden und Bürger, Reiche und Arme, entfloh, jeder mit dem Theil seiner Habe, der am leichtesten fortzubringen war. Denn man besorgte für den nächsten Tag den Wiederanfang der Schrecken. Pempelfort zwar blieb verschont, doch auch Nicolovius mit Jacobi's Angehörigen entfloh, den ersten Tag bis Kettwig, den 8. October bis Essen. Allein die Stadt wurde nicht weiter beschossen. Als Nicolovius den 10. October nach Pempelfort zurückkehrte, um noch einige Sachen zu retten, fand er den geliebten Wohnsitz unversehrt. Aber noch loderten in der Stadt Flammen aus dem Schutt der Zerstörung; fast alle Häuser waren verschlossen, Düsseldorf größtentheils verlassen von seinen Einwohnern; die Franzosen standen gegenüber, die Oestreicher warfen Schanzen auf, der Stadt zur Seite. Man hörte starkes Kanoniren in der Nähe, bei der Schiffbrücke zwischen Düsseldorf und Cöln.

So war denn auch in die schönen Gegenden am Niederrhein, die seit dem siebenjährigen Kriege keinen Feind gesehen hatten, das Unheil der schreckenreichen Gegenwart eingezogen. Nun erwachten wieder die grausigen Erinnerungen jener Zeit, da, nach dem Siege Herzog Ferdinand's von Braunschweig bei Crefeld (1758), die Hannoveraner Düs-

ſeldorf mit glühenden Kugeln beſchoſſen, um die Franzoſen hinauszutreiben. Zwar blieb Düſſeldorf und das Bergiſche für jetzt noch in deutſchen Händen, allein die Noth der Zeit empfand man darum nicht minder drückend. Und als auf den kalten, harten Winter von 1794 Theuerung und Verlegenheit überall folgte, als im April 1795 Preußen zu Baſel ſich vom Kriege gegen Frankreich losſagte, da war auch der Rhein nicht länger mehr gegen die Franzoſen zu hüten. Am 6. September 1795 gingen ſie, unter Jourdan, in der Nähe der Ruhr-Mündung, über den Strom und nahmen Düſſeldorf. Wohl ward es ſpäter wieder von denſelben befreit. Aber die Wechſelfälle des Krieges berührten nun fort und fort Stadt und Land. Mitten unter dieſen Verwirrungen ſtarb zu München der alte Kurfürſt Karl Theodor, am 16. Februar 1799, ohne Nachkommenſchaft, welche ſeine reichen Erbländer zu beherrſchen hoffen durfte. Er hatte die goldene Zeit des Friedens und glückſeliger Ruhe, die ſich im Andenken der Menſchen noch lange an ſeinen Namen knüpfte, indem man vieler Uebelſtände und Mißbräuche nur ſchonend oder gar nicht gedachte, kaum wenige Jahre überlebt. Das Kurfürſtenthum Bayern, mit ihm das Herzogthum Berg, kam an Maximilian Joſeph aus dem Hauſe Zweibrücken, welcher 1805 die König-

liche Würde annahm, und darauf das Herzogthum Berg an Napoleon abtrat. Dieser gab es, zum Großherzogthum erhoben, zuerst seinem Schwager Joachim Murat, dann, als derselbe 1808 König von Neapel ward, seinem Neffen Ludwig Napoleon, der noch ein Kind war. Für ihn führten zu Düsseldorf französische Minister und Generale im Auftrage Napoleons, ganz in seiner gewaltthätigen Weise, die Herrschaft. Dieser Zustand endete erst da, als nach der Leipziger Schlacht, am 10. November 1813, die Verbündeten einzogen in Düsseldorf. Ihren besten Schatz, die Gemälde-Gallerie, hatte die Stadt leider schon acht Jahre früher mit den abziehenden Bayern nach München wandern sehen. Daß ihre Festungswerke, gemäß dem Lüneviller Frieden (1801), abgetragen und an der Stelle finstrer Thore, einengender Wälle und stinkender Gräben jetzt breite, luftige Straßen und heitre Spaziergänge rings umher angelegt wurden, gereichte ihr dagegen zum Vortheil und Genusse, damals und für künftige Zeiten.

VI.

Jacobi's Wanderjahre.

Wir wenden uns wieder zu Jacobi, der, in Begleitung seiner Schwester Helene und seiner Tochter Clara, von Pempelfort im October 1794 sich über Münster zuerst nach Hamburg begab, wo er Freunde besaß. Bald hier, bald zu Wandsbeck im Hause seines treuen Matthias Claudius, dann wieder zu Emkendorf, auf dem Gute des Grafen Reventlow, brachte er die ersten Wochen und Monate seiner Wanderschaft zu. Er wußte sich in das Unvermeidliche mit gutem Muthe zu finden, und an Genuß und Beschäftigung gebrach es ihm keineswegs.

Freilich war dieses Hamburger Leben bewegter, großstädtischer, zerstreuender, als ihm auf die Dauer lieb seyn konnte. Aber die herzliche Neigung edler Freunde, unter welchen die Häuser Reimarus, Sieveking u. a., besonders aber die geistvolle, obgleich stets leidende, Gräfin Julia von Reventlow, geborne Schimmelmann, zu nennen sind, trug viel dazu bei, die schmerzlich aufgegebene Ruhe des schönen Pempelfort seinem

wandernden Beſitzer in etwa zu erſetzen. Nach und nach gewöhnte Jacobi ſich an das neue Leben. Er und Andere, beſonders auch Gräfin Julia, gaben ſich viele Mühe, Goethe'n zu einer Reiſe nach Holſtein zu bewegen. Doch dieſer blieb taub gegen alle Bitten. Das anſpruchsvolle Familienleben, die Schauſpiele zur Geburtstagsfeier in dem gräflichen Hauſe, zu welchen Jacobi ſich gelegentlich hergab, und manches Andre mochte ihm mißfallen*). Aus und über Pempelfort erhielt Jacobi öfter Nachrichten durch ſeinen getreuen Heinrich Schenk, einen höchſt ausgezeichneten Geſchäftsmann, der 1799 als Geheimerrath nach München ging. Ihm hatte Jacobi 1789 die zweite Ausgabe ſeiner Schrift über die Lehre des Spinoza in ehrenden Ausdrücken gewidmet. Nun war Schenk, gleichſam als Hüter des verlaſſenen Paradieſes, in Pempelfort zurückgeblieben. Immer wünſchte und hoffte Jacobi, dorthin bald zurückzukehren. Er dachte an einen ſchnellen Frieden, und glaubte nicht, daß die

*) „Dergleichen Mummereien innerhalb eines einfachen Familienzuſtandes waren mir immer widerwärtig; die Ausſicht darauf ſtieß mich mehr ab, als daß ſie mich angezogen hätte. Mehr aber noch hielt mich das Gefühl zurück, daß man meine menſchliche und dichteriſche Freiheit durch gewiſſe conventionelle Sittlichkeiten zu beſchränken gedachte." Goethe, Annalen von 1795, Werke Band 27, S. 43.

Franzoſen auf der Rheingränze beſtehen würden. „Wenn erſt der Schnee ſchmelzen und Frühlingsluft mich anwehen wird," ſchrieb er an Schenk aus Emkendorf am 4. Februar 1796, „wie viel lieblicher werden ſie dann vor mir ſtehen, die grünen Bäume, wodurch Ihr weißes Haus ſchimmert! Ich darf nicht denken an die Freude und Rührung, mit der ich vor der Schwelle meines Hauſes niederknien und ſie küſſen würde." (Briefwechſel, II. 198.) Schenk's Haus, das noch heute dieſen Namen trägt, liegt dem Thore Jacobi's gerade gegenüber, im Schatten der hohen Bäume ſeines Gartens.

Auch der Zuſtand ſeines Vermögens und darauf bezügliche Einrichtungen fingen jetzt an, Jacobi Sorgen zu machen. Bald wurde dieſe Sorge nur zu ſehr gerechtfertigt. Am 5. December 1795 ſtarb zu Vaels bei Aachen der alte Herr von Clermont, Jacobi's Schwager und Betty's Bruder, nach kurzer Krankheit. Er war ein kräftiger, kluger Mann, der für den Wohlſtand der Familie, als Haupt eines großen Handelshauſes, redlich Sorge trug. Auch Jacobi's und ſeiner Geſchwiſter Vermögen ſtand in dieſer Handlung. Jacobi verglich den ernſten Mann oft mit einem Fürſten aus der Patriarchenzeit. Sein Verluſt wurde allgemein empfunden und beklagt. Jacobi befand ſich eben bei den Grafen Stolberg zu Tremsbüt-

tel in Holstein, als er denselben erfuhr. Zu Anfange des Jahres 1796 sehen wir ihn zu Eutin, jener an einem See reizend gelegenen kleinen Stadt in Holstein, welche damals unter der landesväterlichen Obhut des Herzogs von Oldenburg und Bischofs zu Lübeck, Peter Friedrich Ludwig, sich zusagender Verhältnisse erfreute. Seit 1782 wirkte Johann Heinrich Voß an der Schule zu Eutin für die Ausbildung der Jugend in den Wissenschaften des Alterthums, und die Einführung der hohen Geister Griechenlands und Roms in den Gedankenkreis des deutschen Volkes. Hier übersetzte er den Homer und Virgil, und stellte in seiner Luise (1795) das Vorbild eines reindeutschen Idylls in homerischer Form auf, welchem gewiß das eine Verdienst nie abgesprochen werden darf, Goethe's Hermann und Dorothea (1797) ins Leben gerufen zu haben. Nun war 1793 auch F. L. Stolberg zu Eutin einheimisch geworden und hatte seinen jungen Freund und Reisegefährten Ludwig Nicolovius nach sich gezogen. Andere Erscheinungen von Bedeutung sammelten sich an dem freundlichen Orte. Im Sommer 1793 verweilte die Fürstin Gallitzin mit Bernhard Overberg, aus Münster, längere Zeit daselbst, ein Besuch, dessen Wirkung auch in Stolberg's nachmaliger Religions-Veränderung sichtbar wurde. Unter den Gästen, welche

kamen und gingen, nennt man noch Christian Stolberg, Schönborn, Niebuhr, Hensler, Pfaff, Soltau, Baggesen, Gerstenberg, Boje, Claudius, Köppen, Frau von Rodde, die Tochter Schlözer's, Zimmermann, Brinkmann, ferner die französischen Ausgewanderten Mathieu Dumas, unter dem Namen Funk, Charles Villers, der Jacobi's Woldemar übersetzte, Quatremère de Quincy und Vanderbourg. So fehlte es denn in diesem Winkel Deutschlands keineswegs an geistigem Leben, wie es für Jacobi Bedürfniß war, und indeß in der Heimath, am schönen Rheine, Krieg und Zerstörung wüthete, bereitete man sich im grünen Holstein, durch Arbeit und freundschaftlichen Genuß, für die bessern Tage der Zukunft. „Möchte auch um Deinetwillen der Friede bald die Welt beglücken," schrieb Goethe an Jacobi den 12. Juni 1796, — „daß Du in Deine schöne Heimath wieder zurückkehren könntest. Ich traue den nordischen Sumpf- und Wassernestern, in denen Du diese Paar Jahre zugebracht hast, gar nichts Gutes zu." —

Das Ersehnte geschah nicht so bald, als Goethe wünschte. Sah doch auch dieser durch den Krieg in Italien eben damals den Plan vereitelt, seinem Heinrich Meyer nach dem geliebten Lande zu folgen. Seine Sehnsucht nach Italien aber und tausend heitere, kräf-

tigende Eindrücke, die er dort empfangen, hatte Goethe während derselben Zeit in dem Roman Wilhelm Meister's Lehrjahre (1795 u. 1796, 4 Theile) niedergelegt.

In demselben besitzen wir gewiß eines der Hauptwerke des Dichters. Die Anfänge des Meister fallen in jene vielbewegte Erstlingszeit (1775 — 1780), da Goethe zu Weimar im Verkehr mit Welt und Leben über sich selbst und seine geistige Richtung so reiche Erfahrungen machte. Auf der einen Seite wandte er sein Auge damals auf das Nützliche, in Staat und Leben Brauchbare, ja Nothwendige, das dem idealen Streben so gern und oft den Weg vertritt. Auf der andern hielt die Beschäftigung mit einem Liebhaber-Theater die Liebe zur Kunst, das Versuchen und Hervorbringen auf ihrem Gebiet, in belebender Frische. Beide Elemente sind in Goethe's Meister nicht zu verkennen. Er zeigt uns Versuche jeder Art, glückliche und verfehlte, menschlich und künstlerisch durch Thätigkeit zur Einsicht zu gelangen. „So entsteht ein Gefühl, das an Verzweiflung gränzt, und doch ist es möglich, daß alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hinführen." (Goethe, Annalen Werke, XXVIII. S. 7.) Dieses Gute ist die Ausbildung zum Schönen und zugleich Guten, zur echten Humanität.

VII.

Goethe's Meiſter und Schiller.

Bei Gelegenheit der Erſcheinung dieſes-Romans offenbarte ſich auf's neue die innere Verſchiedenheit Goethe's und Jacobi's. Dieſer erkannte in dem Meiſter wohl ein ächtes Meiſterwerk, ſowohl in Anordnung, als Ausführung; er fühlte den Zauber der Darſtellung, den Reiz des Wunderbaren, „der ſo heimlich und doch ſo aufregend darin angebracht iſt, daß Genuß und Verlangen ſich gleichſam im Gemüthe Eintracht zuwinken, voll Wohlgefallen an dem Dienſte, den ſie von einander haben.“ (Jacobi's Brief aus Emkendorf, vom 8. Februar 1795. Goethe's Briefwechſel mit Jacobi, S. 205.) Allein er tadelt doch auch Manches. Beſonders das Sündhafte, das den Damen Anſtoß gegeben, und hin und wieder ein Mißverhältniß zwiſchen den ausgedrückten Empfindungen und ihren Urſachen oder Gegenſtänden. Ihm ſcheinen dergleichen nur „Verirrungen des Geiſtes und des Herzens.“ (S. 207) Goethe antwortet ſehr kurz, beides, Lob und Tadel, freue ihn; rückwärts dürfe er jetzt nicht ſehen; er habe noch eine „wunderliche

Bahn zu durchlaufen.“ Und als auch der vierte Theil des Romans (1796), ſtatt des von Goethe für denſelben von Jacobi erbetenen „freundlichen Geſichtes“ (S. 213), nur Lob in Bezug auf einzelnes Vortreffliche, aber auch den Tadel nicht genügender Entwickelung des Ganzen erfährt, da ruft Goethe faſt empfindlich dem Freunde zu: „Gebe der Himmel, daß Meiſter eine beſſere Aufnahme erfahre, wenn du gelegentlich ihn vor beiden Ohren, oder vielleicht vor beiden Augen auftreten läſſeſt! Sollte es aber auch da nicht gehen, ſo wollen wir ihn bei Seite legen und etwas anderes vornehmen.“ (Brief aus Weimar, 26. December 1796, S. 216.) Und nun ſtockt der Briefwechſel der Freunde beinahe drei Jahre lang, bis ein Brief Jacobi's aus Eutin, vom 9. December 1799, ihn herzlich und traulich wieder anknüpft.

Allerdings ward Goethe durch Schiller's begeiſterte Theilnahme an dem Wilhelm Meiſter, die ſich in ſeinen Briefen aus den Jahren 1795 und 1796 überall kund gibt, durch die Lobeserhebungen Wilhelm von Humboldt's, Körner's *) und andrer Freunde

*) Vgl. zum Beiſpiel den Brief Körner's an Schiller, Dresden, 10. Februar 1795: „Wilhelm Meiſter hat meine Erwartung wirklich übertroffen. Es gibt wenig Kunſtwerke,

für Jacobi's Ausstellungen reichlich entschädigt. Schiller, der in Goethe die Verbindung griechischen Geistes mit deutscher Bildung am meisten bewunderte, fand auch in diesem Roman die schönste Harmonie, „ein Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit, das nicht das Geringste zurücklässt, was das Gemüth unbefriedigt und unruhig lässt, und die Bewegung desselben nicht weiter treibt, als nöthig ist, um ein fröhliches Leben in dem Menschen anzufachen und zu erhalten." (Schiller an Goethe, Jena, 7. Januar 1795. Briefwechsel, Theil I. 98.) Was Wunder, wenn Goethe, unter diesen beiden gleichzeitigen Urtheilen, dem Worte des Dichters den Vorzug gab, welchen er seit Kurzem zu seinen nähern Freunden zählte! — Und Schiller beruhigt Goethe treffend über jene Jacobi'sche Ansicht. „Die Jacobi'sche Kritik, sagt er den 1. März 1795, hat mich nicht im geringsten gewundert; denn ein Individuum, wie er,

---

wo das Objective so herrschend ist, — die lebendigste Darstellung der Leidenschaft, abwechselnd mit dem ruhigsten, einfachsten Ton der Erzählung." Schiller's Briefwechsel mit Körner, Th. III. 246. vgl. S. 265 über den zweiten Theil des Meister. Ferner Schiller's innige Freude am Ganzen, im Juli 1796. S. 345. Wilhelm von Humboldt's Lob des 5. u. 6. Buches des Meister, in den Briefen an Schiller, vom 31. August und 4. December 1795.

muß eben ſo nothwendig durch die ſchonungsloſe Wahrheit Ihrer Naturgemälde beleidigt werden, als Ihr Individuum ihm dazu Anlaß geben muß. Jacobi iſt einer von denen, die in den Darſtellungen des Dichters nur ihre Ideen ſuchen, und das, was ſeyn ſoll, höher halten, als das, was iſt. Der Grund des Streites liegt alſo hier ſchon in den erſten Principien, und es iſt völlig unmöglich, daß man einander verſteht. Sobald mir einer merken läßt, daß ihm in poetiſchen Darſtellungen irgend etwas näher anliegt, als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, ſo gebe ich ihn auf. Könnte er Ihnen zeigen, daß die Unſittlichkeit Ihrer Gemälde nicht aus der Natur des Objects fließt, und daß die Art, wie Sie daſſelbe behandeln, nur von Ihrem Subject ſich herſchreibt, ſo würden Sie allerdings dafür verantwortlich ſeyn, aber nicht deswegen, weil Sie vor dem moraliſchen, ſondern weil Sie vor dem äſthetiſchen Forum fehlten. Aber ich möchte ſehen, wie er das zeigen wollte."

Hier berührt denn Schiller den Gegenſatz philoſophiſcher und reindichteriſcher Weltanſchauung, die freilich niemals ganz in einander aufzulöſen ſind. Nachdem er ſelbſt Jahre lang in den ſpeculativen Gehegen ſich umgetrieben,

„wie ein Thier, auf öder Heide
von einem böſen Geiſt im Kreis geführt,"

wendet er, durch Goethe's mächtigen Genius *) gehoben, sich entschieden dem Dichterischen zu. „Wie ist doch, ruft er aus, solche Dichtung über alle Philosophie!" — Nun gehört es ihm zu dem schönsten Glück des Daseyns, daß er die Vollendung des Meister erlebt, daß sie noch in die Periode seiner strebenden Kräfte fällt, daß er aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann, wie er am 2. Juli 1796 an Goethe schreibt (Briefwechsel, II. 78), und es kommt aus seiner Seele, wenn er hinzufügt: „Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagen, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie, oft bis zu Thränen, rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich, wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und Alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schönste Klarheit, Gleichheit des Gemüths, aus welchem Alles geflossen ist." Und von hier aus unternimmt nun Schiller mit Glück die Beurtheilung der einzelnen Scenen und Charaktere, mit Lob einstimmend in Goethe's Darstellung, oder

*) „Es ist erstaunlich, wieviel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wieviel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat." Schiller an W. von Humboldt, am 21. März 1795. (Briefwechsel, S. 432.)

gelegentlich Bedenken aufwerfend, welche Goethe keineswegs unbenutzt*) läßt. Ja er sucht sich selbst die Hauptidee des Ganzen klar zu machen, nach welcher der Leser gewöhnlich am ersten fragt. Schiller hat sie so bestimmt: „Meister tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes, thätiges Leben, aber ohne die idealisirende Kraft dabei einzubüßen. Die zwei entgegengesetzten Abwege von diesem glücklichen Zustand sind in dem Romane dargestellt, und zwar in allen möglichen Nüancen und Stufen." (Briefwechsel, II. 116.)

Gegen diese Aussöhnung des Idealen mit dem Realen in schönmenschlicher Thätigkeit, welche den echten Boden der Kunst bildet, dem von jeher auch die edle Blume der Dichtung entsproß, verhielt von Anbeginn die Philosophie sich mehr feindlich, als wohlgeneigt. Sie hat den Trieb, das Ideale allein auf den Thron zu erheben, und von da aus der bunten Welt zu spotten, die sie tief, nach ihrer Meinung, unter

*) „Goethe versichert mir, daß die Beschwerden, die ich ihm über das sechste Buch des Meisters machte, in dem achten beantwortet und hinweggeräumt seien. — Bei dieser Gelegenheit habe ich aufs neue erfahren, daß man ihm sehr viel Wahrheit sagen kann." Schiller an Wilhelm von Humboldt, den 21. August 1795. (Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 163.)

ſich erblickt. Platon, ſelbſt ein ſchönheitliebendes Gemüth, dem Phantaſie oft die unzulängliche Begriffserkenntniß erſetzen mußte, wie ſeine Mythen beweiſen, will doch den Dichter aus ſeinem Staat entfernen. Wie unſre neuen Begriffs- und Gedanken-Helden mit Kunſt und Dichtung oft gefährliche Spiele treiben, iſt bekannt, eben ſo das Urtheil der gewöhnlichen Staats- und Geſchäftsmänner über die reinſten Blüthen des Geiſtes. Hier wird noch täglich — mit dem Dichter zu reden —

„der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
was einſt ſo ſchön, ſo göttlich war.“

Anders verhält es ſich mit dem Widerſtreite des künſtleriſch Schönen und des ſittlich Guten, einem Gegenſatze, der in einem völlig reinem Gemüthe, das durchdrungen iſt von der Gewalt der göttlichen Idee, nie ſtörend hervortreten kann. Deſto mehr irrt und ſtört er die Welt, wie ſie einmal iſt, halb dem ſinnlichen Trieb ergeben, halb, aus Pflicht und Nothwendigkeit, ein Geſetz, eine Schranke feſthaltend, die dann wieder jeder für ſich, ſo viel möglich, im Geheimen zu umgehen trachtet. Zwiſchen Reiz und Verbot in bedenklicher Mitte, kann ſie zu dem ächt Schönen eigentlich niemals gelangen. Ihr Gefühl iſt nicht rein, ihr Urtheil beſtochen. Zu den edelſten Ideen des Dichters

bringt ſie ihre eignen unzureichenden, ſchwachen, lüſternen Empfindungen und Triebe, und ſo wird ihr unter den Händen das Beſte gemein, das Seltenſte alltäglich. Unter dieſem Nachtheile ſteht kein Dichter mehr und bedenklicher, als der getreue Maler der Natur.

Ein ſolcher iſt Goethe, und ſo iſt es zu erklären, daß gerade ſeine vortrefflichſten Werke, wie der Meiſter, die Wahlverwandtſchaften, vor allen der Fauſt, den Schwachen ſtets den ärgſten Anſtoß gaben. Ob es damit jemals ſich ändern werde, iſt ſehr zu bezweifeln. An Schiller dagegen iſt man gewohnt, die Reinheit zu preiſen. Und ohne Zweifel verdient er im ſtrengſten Sinne dieſes Lob; denn ſeine vollkommen ideale Natur erhebt ihn hoch über die Verworrenheit des Tages, das Gemeine des Marktes der Welt, auf dem ſich Goethe mitunter behaglich umſieht. Schiller ſtellt an ſich ſelbſt und an ſeinen Leſer ſtets die höchſten Forderungen des Denkens und Wollens, und Alles, was er berührt, wird ſo edler und erhabener. „Wiſſet, ſagt er, ein erhabener Sinn legt das Große in das Leben, doch er ſucht es nicht darin!“ — Und gerade deshalb iſt Schiller's Begeiſterung für Wilhelm Meiſter noch höher zu ſchätzen, weil er in manchem Betracht ſich ſelbſt verläugnen, über ſich hinausgehen mußte, um Goethe's rein gegenſtändliches Gemälde des

wahren und falſchen Künſtlerlebens, mit ſeinem Licht und ſeinen mächtigen Schatten, — Mignon und Philine, Lothario und Jarno, Laertes und Felix, den Harfenſpieler und die Gräfin Natalie, und wie alle jene wunderbaren Träger Goethe'ſcher Weltanſchauung ſonſt Namen haben, in ihrer Tiefe und Wahrheit zu erkennen. Wir dürfen überzeugt ſeyn, die Unſittlichkeit einzelner Charaktere und Scenen im Wilhelm Meiſter fand an Schiller wahrlich keinen Vertheidiger; aber er ſah ein, er wußte aus Erfahrung, daß dies der Weltlauf ſei, den ein großer Dichter hier unter das verſchönernde Prisma ſeiner idealen Auffaſſung gebracht.

Von den folgenden Tadlern Meiſters iſt beſſer, zu ſchweigen; eben ſo von den zahlreichen Nachahmern, den Alles verderbenden. Schon von Schiller wurde, wenige Wochen vor ſeinem Tode, im April 1805, die ſchmerzliche Klage erhoben, daß er auch nicht ein einziges neues Product der Poeſie zu nennen wiſſe, das einen neuen Namen an der Spitze trüge und ihm Freude machte. „Dagegen — ſagt Schiller (Briefe an W. von Humboldt. S. 490) — regt ſich die unſelige Nachahmungsſucht der Deutſchen mehr, als jemals, eine Nachahmung, die bloß in einem identiſchen Wiederbringen und Verſchlechtern des Urbildes beſteht.“

VIII.

Jacobi in Eutin.

Jacobi's Wanderleben in Holstein dauerte fast fünf Jahre. Immer hegte er noch die Hoffnung, der Friede müsse bald hergestellt, die Rückkehr in das geliebte Pempelfort vor der Thüre seyn.

Vom Sommer 1796 bis 1797 hielt er sich zu Wandsbeck bei Claudius auf. Im Juni 1796 sah und sprach er den aus Frankreich geflohenen General Dumouriez, der damals zu Billwerder, in der Nähe von Hamburg, bei einem Bauern wohnte, nach Jacobi's Aeußerung, ein sehr bürgerliches Ansehen hatte, und sich Mühe gab, jeden Zweifel über seinen Charakter wegzuräumen. (Jacobi's Briefwechsel, II. 229). Zu derselben Zeit lernte er den geistvollen Wüstling Grafen Rivarol und Ludwig's XVI. Jugendfreund, den Grafen d' Angiviller, kennen, welcher zu Kiel unter dem Namen Charles Trueman lebte, und sich mit deutscher Sprache und Litteratur beschäftigte. Dieser bewunderte den Woldemar und ging an eine französische Uebersetzung des Allwill, (Jacobi's Briefwechsel, II. 238.) deren Schwierigkeit ihm freilich bald fühlbar wurde.

Zu Ende Juli 1797 überraſchte die Fürſtin Gallitzin Jacobi in Wandsbeck, als dieſer über die Weltlage, den Frieden von Campo Formio, den Fortſchritt der neuen Ideen eben noch in großer Spannung ſich befand, wie aus ſeinen Briefen an Eliſe Reimarus und Franz von Fürſtenberg hervorgeht. Mit der ſtreng kirchlichen Richtung der Fürſtin vertrug ſich Jacobi nach Möglichkeit. „Wenn ich mich nicht in Poden und Antipoden durch Sympodie zu finden wüßte, — ſchreibt er den 4. October 1797 an Herder, — ſo wäre mein Leben hier im Lande, bei meinen Verhältniſſen, unerträglich.“

Im Juni des Jahres 1798 reiſete Jacobi, der im Winter und Frühjahr über ſchlechte Geſundheit viel zu klagen hatte, in das Seebad Doberan, wo er unter andern Hufeland antraf. Dann kehrte er nach Eutin zurück, wo er in Schloſſer's Hauſe, das deſſen Schwiegerſohn Nicolovius inne hatte, die erwünſchteſte Aufnahme fand. Noch immer ſtand die Rückkehr nach Pempelfort ihm vor der Seele. Da erhielt er zu Anfange 1799 zwei ſchlimme Nachrichten auf einmal: der kaum gedämpfte Krieg brach wieder aus und — ſein Freund Heinrich Schenk wanderte von Düſſeldorf nach München.

Pempelfort zu behalten, geſtatteten ihm nicht mehr die erlittenen Vermögens-Verluſte. Es blieb ihm alſo

nur die Wahl, entweder ſich in Eutin niederzulaſſen, wo man ihn ehrte und anerkannte, oder nach Aachen zu ziehen, wo damals ſein Sohn Johann Friedrich und deſſen Brüder Georg Arnold und Max, auch ſeine Tochter Clara, die an Arnold von Clermont verheirathet war, in behaglichen Umſtänden lebten. „Dieſe Wahl anzuſtellen, ſchreibt er am 3. April 1799 an ſeinen älteſten Sohn Johann Friedrich, darf ich nicht länger verſchieben. Ich und noch weniger Lene (ſeine Schweſter) halten das unſtäte und flüchtige Leben länger aus, des Aufwandes, den es erfordert, nicht einmal zu gedenken.“ (Briefwechſel, II. 274.) Aber zu ſtark war Jacobi's Abſcheu gegen die franzöſiſchen Republikaner, „einen Bund gegen Alles, was gut, ehrbar, gerecht und heilig iſt,“ wie er ſich ausdrückt, zu feſt die Ueberzeugung von dem Wohlwollen der Freunde in Holſtein, als daß die Wahl lange zweifelhaft bleiben konnte. Am 3. Juni 1799 ſchreibt Jacobi an ſeines Bruders Peter Eduard Gattin, Friederike, geborne von Clermont, in Düſſeldorf, deren Geiſt und Liebenswürdigkeit er bei Gelegenheit ihres frühen Todes, im October 1799, gegen Goethe rühmt, (Briefwechſel zwiſchen Goethe und Jacobi, S. 186 und 219), die dringende Noth habe ihn für Eutin beſtimmt.

Er war jetzt 57 Jahre alt; er dachte, nicht viele

Zeit mehr vor sich zu haben. Und so erhielt denn Jacobi in Eutin nun Haus und Garten; sein Nachbar links war F. L. Stolberg, rechts der Hofprediger. Er freute sich eines geräumigen Bücherzimmers mit der Aussicht in den Garten, hinter dem eine schöne Allee und der Hofgarten lag. „Ueberhaupt lebten damals in Holstein und dessen Nähe viele ausgezeichnete Menschen in freundlichem Verkehr, welche späterhin nach Süden und Osten getrennt wurden, oder jetzt im stillen Grabe ruhn," — erzählt uns ein jüngerer Genosse jener Tage, Friedrich Köppen, damals in Lübeck, später Professor zu Landshut, in seinen „Vertrauten Briefen über Bücher und Welt," Leipzig 1820, Th. I. S. 387. Hamburg, Wandsbeck, Altona, Lübeck hatten ihre Genossen; sie nahmen und gaben Besuche, sie standen im Briefwechsel."

„Eutin ist eine Landstadt, zugleich Sommeraufenthalt des Oldenburgischen Fürsten; es vereinigt dadurch die Stille des Landlebens mit bequemer Räumlichkeit der Wohnungen und äußerer städtischen Anmuth. Am Ufer des spiegelhellen Sees prangt der Schloßgarten, mit vielem Geschmack angelegt, stets zierlich gehalten und für jedweden zur Benutzung offen. Jacobi's kleiner Hausgarten stieß an denselben, so daß unser Philosoph sonder Anstrengung ihn er-

reichen und in seinen Schattengängen wandeln konnte. Ein Saal des Hauses faßte die auserlesene Bibliothek, in welcher man schwerlich ein geistreiches philosophisches Werk vermißte und viel Seltenes fand, was größere Bücherſammlungen nicht besitzen. Für die Aufnahme von Freunden war hinreichend gesorgt, und ich habe ihrer viele dort angetroffen, ohne meines angenehmen Plätzchens zu entbehren. Eutin gewährte dadurch das Bild eines den Musen, der gebildeten Gesellschaft und den Eindrücken anmuthiger Natur gewidmeten Lebens und Jacobi gedachte desſelben bis an seinen Tod mit besonderer Vorliebe und erfreulichem Rückblick, selbst das frühere Pempelfort unvergessen."

Hier begann denn Jacobi auch das frühere wissenschaftliche Leben und Wirken mit neuem Eifer. Zunächst knüpfte dasſelbe sich an eine neue Bekanntschaft, welche er kurz zuvor gemacht. Am 13. October 1798 schrieb ihm Friedrich Richter, unter dem Namen Jean Paul seit 1795, wo der „Hesperus oder fünf und vierzig Hundspostage" zuerst erschien, und noch mehr 1796 durch den „Siebenkäs" und andere humoristische Schriften bereits Liebling der zarter fühlenden Lesewelt, obgleich von Goethe und Schiller, seiner Formlosigkeit wegen, nur wenig geschätzt, aus Leipzig einen Brief voller Verehrung. Er nennt

Jacobi dort den „Lehrer seines Innersten, den königlichen Beschützer seines Glaubens.“ Er thut dies mit besondrer Rücksicht auf die eben Alles beherrschende und zergliedernde kritische Philosophie, wie Fichte sie vortrug. Richter's Herz und Gefühl suchte Schutz gegen dieses „philosophische Laterniſiren alles innern Lebendigen“ bei Jacobi und Herder. Mit ihnen verbündet wollte Richter eine Monatsschrift gegen jene Philosophie in Weimar, wohin er jetzt zog, herausgeben. (Jacobi's Briefwechsel, II. 256 f.) Jacobi antwortet aus Eutin den 5. November, freundlich und erfreut, er werde zwar nicht Beiträge zu einer Monatsschrift liefern, aber wohl eine Schrift über die neue Philosophie herausgeben, die im vorigen Winter (1797) in Hamburg fast fertig geworden.

Dies ist das Schreiben an Fichte, erschienen zu Hamburg bei Perthes, 1799, vom 3. März dieses Jahres, welches den dritten Band von Jacobi's Werken eröffnet. In demselben tritt sein Nichtwissen gegen Fichte's Wissen scharf hervor. „So gewiß ich Vernunft besitze, heißt es S. 35, so gewiß besitze ich mit dieser meiner menschlichen Vernunft nicht die Vollkommenheit des Lebens, nicht die Fülle des Guten und des Wahren; und so gewiß ich dieses mit ihr nicht besitze, und es weiß, so gewiß weiß ich, es ist ein höheres Wesen, und ich habe in ihm meinen Ursprung.

Darum iſt denn auch meine und meiner Vernunft Loſung nicht: Ich, ſondern Mehr, als Ich, Beſſer, als ich, — ein ganz Anderer. Ich bin nicht, und ich mag nicht ſeyn, wenn Er nicht iſt. Ich ſelbſt wahrlich kann mein höchſtes Weſen mir nicht ſeyn. So lehret mich meine Vernunft inſtinctmäßig Gott. Mit unwiderſtehlicher Gewalt weiſet das Höchſte in mir auf ein Allerhöchſtes über und außer mir; es zwingt mich, das Unbegreifliche, ja das im Begriff Unmögliche zu glauben, in mir und außer mir, aus Liebe, durch Liebe."

Hier kehrt denn Jacobi das tiefe Bedürfniß des Glaubens und der Gewißheit im unmittelbaren Gefühle, das ſchon in der Schrift über die Lehre des Spinoza zu Tage liegt, gegen den auf die Spitze getriebenen Fichte'ſchen Idealismus. Und doch hatte Fichte den Gedanken ſtets feſt gehalten, er ſtimme im Grunde mit Jacobi überein. „Ja, theurer, edler Mann, ſchreibt er noch am 26. April 1796, wir ſtimmen ganz überein, und dieſe Uebereinſtimmung mit Ihnen beweiſet mir mehr, als irgend etwas, daß ich auf dem rechten Wege bin. Auch Sie ſuchen alle Wahrheit da, wo ich ſie ſuche, im innerſten Heiligthum unſeres eigenen Weſens. Nur fördern Sie den Geiſt, als Geiſt, ſo ſehr die menſchliche Sprache es erlaubt, zu Tage; ich habe die Aufgabe, ihn in der Form des Syſtems aufzufaſſen, um ihn, ſtatt jener Afterweisheit, in die Schule

einzuführen. Was geht auf dem langen Wege vom Geiſt zum Syſtem nicht alles verloren! Und auch jetzt, 22. April 1799, dankte Fichte auf's wärmſte für Jacobi's Schreiben, und erklärte, er unterſchreibe daſſelbe faſt durchgängig unbedingt. Er geſteht Jacobi Herrſchaft über die Speculation zu, welche er doch verſchmähe. „Sie drangen in unſer Land ein, um unſere Schwäche auszukundſchaften, und dies iſt Ihnen denn gelungen: außer daß die Verſtändigen unter uns nie haben ſeyn wollen, was wir nicht ſeyn können.“ (Jacobi's Briefwechſel, II. 279.) Sichtbar iſt Fichte's Hineigung zu der unmittelbaren Wahrheit des Lebens und Empfindens, von der Starrheit des Syſtems, welche bald darauf in ſeinen mehr populären Schriften, der „Beſtimmung des Menſchen“ (1800) und beſonders in der „Anweiſung zum ſeligen Leben“ (1806) noch entſchiedener ſich verräth. So nähern denn die beiden großen Denker, von ganz getrennten Standpunkten ausgehend, ſich in der Beziehung auf das Wirkliche, Thatkräftige des Lebens, ſo wie ihre geiſtige Bedeutung von beiden gegenſeitig erkannt wurde.

Von dieſer Seite nähern ſich am Schluß des Jahres 1799 auch Goethe und Jacobi auf's neue, nachdem Wilhelm Meiſter ſie entzweit hatte. Goethe, im engern Bunde mit Schiller, wie uns der Brief-

wechſel beider zeigt, hatte unterdeſſen viel gedichtet, vorzüglich ſein ſinnig klares Epos „Hermann und Dorothea," dieſe Perle unſerer Poeſie (1797). Außerdem hatte die Fortſetzung ſeines Fauſt, jenes rieſenhaften Jugendentwurfes, der mit jedem Jahre an Stoff gewann, und die Farbenlehre ihn immerfort beſchäftigt. Mit Schiller hatte er 1796. die Xenien in das Chaos der damaligen Litteratur geſchleudert, gleichſam feurige Pfeile, die überall Flammen des Aergers oder der Schadenfreude hervorriefen. Nun ſendet Jacobi den Brief an Fichte Goethe'n zu, welcher ihn jedoch ſchon in der Handſchrift geſehen hatte. Dieſer lobt Gehalt und Rundung der Schrift, und fügt (2. Jan. 1800) ein bedeutendes Wort hinzu. „Seit der Zeit wir uns nicht unmittelbar berührt haben, habe ich manche Vortheile geiſtiger Bildung genoſſen. Sonſt machte mich mein entſchiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung auch gegen das wahre, ideale Gute im Menſchen, das ſich in der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierüber, wie über manches Andere, belehrt uns die Zeit, und man lernt, daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung ſeyn kann. Seit der Zeit iſt mir jedes ideale Streben, wo ich es antreffe, werth und lieb, und Du kannſt denken, wie mich der Gedanke an Dich erfreuen muß, da Deine Richtung

eine der reinſten iſt, die ich jemals gekannt habe. Wenn ich Dir von mir ſagen ſollte, ſo müßte ich weitläufig ſeyn; denn die drei oder vier Jahre haben manche Veränderung in mir hervorgebracht.“ (Jacobi's Briefwechſel mit Goethe, S. 220 f.) Goethe beklagt, im Verfolge dieſes Schreibens, daß Jacobi ſich „ſo weit hinten im Norden gebettet“ und wünſcht ihn an einen nähern Ort, wie etwa Dresden, das doch mitten in der bewohnten Welt liege, an Reizen der Natur und der Kunſt reich und von Fremden viel beſucht ſei.“ Er hätte dort hoffen können, den Freund jährlich einmal zu ſehen. Das Verlangen, über die Welt in's Klare zu kommen, wie über ſich ſelbſt, wuchs bei Goethe mit den Jahren. „Man lernt mehr einſehen, indem man weniger leiſtet,“ ſchreibt er an Jacobi den 23. November 1801, „und ſo hat jede Jahreszeit des Lebens ihre Vortheile und ihre Nachtheile. — Wie ich mich zur Philoſophie verhalte, kannſt Du leicht denken. Wenn ſie ſich vorzüglich auf's Trennen legt, ſo kann ich mit ihr nicht zurecht kommen, und ich kann wohl ſagen, ſie hat mitunter geſchadet, indem ſie mich in meinem natürlichen Gang ſtörte; wenn ſie aber vereint, oder vielmehr, wenn ſie unſre urſprüngliche Empfindung, als ſeien wir mit der Natur eins, erhöht, ſichert und in ein tiefes, ruhiges Anſchauen verwandelt, in deſſen immer-

währender σύγκρισις und διάκρισις wir ein göttliches Leben fühlen, wenn uns, ein solches zu führen auch nicht erlaubt ist, dann ist sie mir willkommen, und Du kannst meinen Antheil an Deinen Arbeiten darnach berechnen. (Jacobi's Briefwechsel mit Goethe, S. 225.) Diese Stelle wird in der Folge noch Bedeutung erhalten, wo Goethe's Naturansicht der Jacobi'schen feindlich begegnet. Dem Dichter erscheint die Natur als ein Ganzes, ein Seyn und Werden zu gleicher Zeit; der Denker trennt das Bestehende von dem Veränderlichen. Er macht sich selbst, sein Glauben und Empfinden zum Mittelpunkte der Welt, die dem Dichter in jeder Mannichfaltigkeit der Erscheinung, im nie ruhenden Wechsel der Gestalten als ein Unendliches, dem es unmöglich ist, jemals sich selbst, sein Bilden und Gestalten zu entziehen, in übermächtiger Fülle und Größe entgegentritt.

Für Jacobi aber brachte jene Zeit, da Fichte Jena mit Berlin vertauschte, weil er hier unangefeindet zu lehren gedachte, was über Gott und Welt ihm ausgemacht erschien, vielfache Ehre und Auszeichnung. Friedrich Richter bekämpfte in seiner Clavis Fichtiana (1800) von seinem Standpunkt aus, dem des unmittelbaren Gefühles, eben damals Fichte's Wissenschaftslehre, und auch Herder äußerte Beifall über Jacobi's Brief an Fichte. Zu derselben Zeit

verwendete Jacobi ſich für Fichte in München durch ſeinen Freund Heinrich Schenk. „Wollte man in den akademiſchen Anſtalten und Einrichtungen etwas verbeſſern, ſo wäre wohl kein Mann in Europa, der dabei mit Rath und That beſſer an die Hand gehen könnte, und es lieber möchte, als Fichte. — Ueber ſeine Rechtſchaffenheit ſei nur eine Stimme," — ſchreibt er den 15. October 1799 an Schenk. (Briefwechſel II. 287).

Jetzt nahm Jacobi auch den Kampf auf gegen die Grundlage des Kantiſchen Syſtems, gegen die Kritik der reinen Vernunft. Es geſchah in der Abhandlung: „Ueber das Unternehmen des Kriticismus, die Vernunft zu Verſtande zu bringen," ſchon 1799 begonnen, doch erſt 1801 vollendet, zuerſt erſchienen in des Kieler Profeſſors, Reinhold, Beiträgen, 1801. Sie ſteht in Jacobi's Werken III. Bd. S. 59—195. Ihre Abſicht iſt, die Vernunft, als Vermögen der Ideen, in Schutz zu nehmen gegen Kant's aus dem bloßen Begriff entſprungene Beſchränkungen, durch welche Freiheit zum Geſpenſte, göttliche Vorſehung zum Problem werde. „Der Menſch, ſagt Jacobi S. 192, fühlt ſich über die Natur erhaben, losgeriſſen von den Banden der Endlichkeit, ſieht unter ſich ſein eignes Weſen, ſo fern es zur Natur gehört, und dies unbegreifliche und

wunderbare Vermögen nennt er Freiheit. Ihn zieht ein geheimer Trieb zum Guten, zum Schönen und Edlen; die Urbilder deſſelben erwecken ihm eine Luſt, wie ſie die Welt nicht giebt, und er erblickt in ihnen eine Offenbarung des göttlichen Weſens, weil ſie ſelbſt göttlich ſind. Moralität iſt Abdruck dieſes Göttlichen im Leben, nicht Wirkung einer kalten, leeren Maxime. — Glückſeligkeit iſt nur der Rauch des nie verſiegenden Feuers, welches unſre Bruſt durchglüht; moraliſches Geſetz nur die für ſich ſelbſt leere Schale der Frucht; Religionsphiloſophie nur ein Zeugniß der im Menſchen gefundenen Religion: der gottgeſchaffene Geiſt des Menſchen zündet jenes Feuer, wirket die Frucht und ſchauet mit angeborenem Auge den Schöpfer."

So machte denn auch bei Jacobi jenes tiefe religiöſe Bedürfniß ſich ſtärker geltend, unter vielfacher Erfahrung des Lebens und reiferem Nachdenken, das ſchon in der Schrift über die Lehre des Spinoza angedeutet iſt. Faſt zu derſelben Zeit, am 28. September 1800, verließ F. L. von Stolberg Eutin, nachdem er alle ſeine Aemter niedergelegt, begab ſich nach Münſter und trat zur katholiſchen Kirche über; — ein Schritt, der von den meiſten ſeiner Freunde ihm viel und ſchwer verdacht wurde.

Zu den Befremdeten, Verletzten gehörte zuerſt

auch Jacobi. Briefe, die er damals in frischer Aufregung über das Ereigniß schrieb, wurden wider seinen Willen bekannt*); er hat später diese Briefe aus der Sammlung gänzlich ausgeschieden, und ist zur ersten Liebe gegen den edlen Stolberg vollständig zurückgekehrt. Schon im September 1804 schreibt er ihm auf das herzlichste, und empfiehlt ihm seine Söhne, die nach Münster reiseten (Briefwechsel II. 356). „Mit entflammten Wünschen — antwortet Stolberg — möchte ich Dich hinüberziehen, liebster Jacobi, und Dich dann ewig an mein Herz drücken." Dieselbe liebevolle Gesinnung athmet Stolberg's Brief vom 7. Mai 1806, in welchem er Jacobi den am 27. April erfolgten Tod der Fürstin Gallitzin meldet, und in demselben Geiste ist Jacobi's Antwort gehalten (Briefwechsel II. 391 — 395).

Man erkennt das Bedürfniß der Religion, des Glaubens in Allem, was von Jacobi ausgeht. Daß er nicht, wie seine Freunde Hamann, Lavater, Claudius, Stolberg u. A. zu dem Kinderglauben an die christliche Offenbarung fest und dauernd sich hinwendete,

*) Jacobi gab im deutschen Mercur 1802 eine Erklärung über diesen Abdruck, die er jedoch nicht wiederholt wissen wollte. Goethe, in seinen Annalen 1820, wo er der Voß-Stolberg'schen Mißhelligkeit gedenkt, drückt sich mit Mäßigung und Billigkeit aus. Werke, Band 27, S. 376.

das erklärt ſich einestheils aus der Geſammtentwickelung ſeines Geiſtes, der Richtung ſeiner Zeit, dann aber auch aus der fortgeſetzten Arbeit auf dem Felde der Philoſophie, das der Waffen der Vernunft noch mehr bedarf, als des Schildes des Glaubens. Ruhmes genug für eine ſo verſtandesmächtige Natur, wie Jacobi, wenn ſie zugleich der Schranken menſchlicher Erkenntniß ſich bewußt wird, und dem übermüthigen Verſtande den Spiegel herzhaft darreicht, damit er ſelbſt erkenne, wie wenig im Grunde desjenigen ſei, was er wirklich erkannt. Hier liegt im Bedürfniß zugleich der Weg zur Befriedigung. Wer Gott redlich ſucht, der wird ihn finden.

IX.

Jacobi's Reise an den Rhein und nach Paris.

In diese Zeit des Forschens und Begründens seiner Ansichten fällt eine größere Reise, welche Jacobi im Sommer 1801 unternahm. Sie führte ihn zunächst in die Rheinische Heimath. Nach mehr, als sieben Jahren, sah er das geliebte Pempelfort, dann Aachen und Vaels wieder. Welche Erinnerungen, Gedanken und Wünsche hier, im Umgange seiner Kinder und Angehörigen, in ihm erwachen mußten, läßt sich leicht errathen. „Ja, ich muß es gestehen, schreibt Jacobi den 22. Juni 1802, nach der Rückkehr, aus Eutin, an seinen Freund Schenk nach München, — „wenn ich wieder in den Besitz von Pempelfort hätte treten können, und weniger Furcht und Abscheu gehabt hätte vor dem Nachbarn jenseits des Rheines, ich wäre wohl nicht hieher zurückgekehrt. Hart, sehr hart fiel mir das Scheiden von dem Orte, von dem Lande, von den Menschen, die mir so viel Wohlwollen, so große Achtung, so ungemeines Zutrauen bewiesen hatten. Ich erkannte, wie wohlthätig meine

Nähe für meine Kinder seyn würde. Ich riß mich nur los, weil ich mußte.“ Welche ehrenvolle, herzliche Aufnahme Jacobi damals in der Heimath fand, ist schon aus diesen Worten zu ersehen. Und sein Pempelfort war jetzt wieder in guten Händen. Jacobi's zweiter Sohn, Georg Arnold, geboren 1768, der seine Erziehung zu Münster im Hause der Fürstin Gallitzin (1784), unter Fürstenberg's Augen, dann (1787) in Göttingen erhielt, mit F. L. von Stolberg Italien bereisete (1792), hierauf mit einem Fräulein von Clermont vermählt zu Vaels bei Aachen lebend (1793), den Titel eines Sachsen-Weimar'schen Regierungsrathes erhielt, hatte, nach dem Tode seiner ersten Gattin, die ihm einen Sohn schenkte, im Jahr 1798 sich mit Luise, der einzigen Tochter des Hofrathes Brinkmann, eines geistreichen Arztes zu Düsseldorf, verbunden. Sie wohnten zuerst in Vaels, bei Aachen, wo die Familie von Clermont schöne Häuser, Gärten, Besitzungen jeder Art hatte, und sich des anmuthigsten Lebens erfreute. Hier verweilte damals auch Jacobi's jüngster Sohn Max, in Jena unter Goethe's Augen zum Arzt ausgebildet, und seit Kurzem (1798) mit Anna Claudius, einer Tochter des Wandsbecker Boten, vermählt. Seine Uebersetzung des Herodotus erschien 1799 zu Düsseldorf, in drei Bänden. Georg Arnold hatte seine „Briefe aus der Schweiz und Italien“ schon

1796 zu Lübeck, in zwei Bänden, herausgegeben. Jacobi's Erſtgeborener, Johann Friedrich, mit Eliſabeth von Clermont verbunden, lebte in ſehr behaglichen Umſtänden zu Aachen, wo er in der Folge die bedeutende Stelle eines Präfecten erhielt. Heiterkeit und edler Lebensgenuß war die Seele dieſes Kreiſes. Kleine Feſte, Geburtstage, Beſuche führten immerfort einen Hausſtand zum andern, und das ſchlimme franzöſiſche Weſen machte unter dieſen guten Menſchen, denen es auch an höherer Bildung keineswegs fehlte, ſich gar nicht bemerkbar. So erklärt ſich, wie Jacobi an jenem Orte ſich bald ſo wohlbefinden konnte, welchen auch der Reiz anmuthiger Weiblichkeit in den blühenden Frauen ſeiner Kinder und Vettern vielfach verſchönerte.

Im Jahr 1799 zog Georg Arnold Jacobi mit ſeiner jungen Gattin nach Düſſeldorf und bewohnte nun Haus und Garten zu Pempelfort. Er trat bald in die herzoglich Bergiſche Regierung als Rath, ward 1806 zum Staatsrath ernannt, und leiſtete als ſolcher, wie, nach Vertreibung der Franzoſen, als königlich Preußiſcher Geheimer Regierungsrath, dem Lande vielfache Dienſte. Im höhern Alter in Ruheſtand verſetzt, ſtarb er den 20. März 1845, und ſchon am 21. October folgte ihm ſeine edle Gemahlin, mit welcher er zwölf Kinder hatte; von ihnen überleben

sieben die Aeltern. Auch Enkel zu sehen, war diesen noch beschieden.

So ruhte auf dem Pempelforter Hause gleichsam ein Schimmer der frühern Tage, eine nie ganz erloschene Erinnerung geistigen Lebens und damit verbundener Gastlichkeit. Es läßt sich wohl annehmen, schon im Herbste 1801, als Jacobi seinen Sohn Georg zu Pempelfort besuchte, müsse es so gewesen seyn, wie es zwanzig und mehr Jahre später noch mir und Andern erschien.

Von Pempelfort ging Jacobi im October 1801 nach Aachen, von da im November nach Paris, wo er sich drei Monate aufhielt, um den Zustand dieser Hauptstadt, unter Bonaparte's neuer Herrschaft, kennen zu lernen. Er sah dort viele Gelehrte und Künstler, wie Quatremere de Quincy, Denon, Vanderbourg und Andere, auch den edlen Sonderling, Grafen Schlabrendorf, welcher die ganze Revolution zu Paris durchgelebt hatte. Für Bonaparte, dem er vorgestellt wurde, schwärmte Jacobi gar nicht; auch sonst erschien ihm, ungeachtet der Menge des Merkwürdigen, der Zustand von Paris nicht gerade sehr erfreulich oder neidenswerth. Im März 1802 finden wir Jacobi wieder zu Aachen, leider bald darauf von Augenschwäche und andern Körperleiden heimgesucht. Zu

Anfange des Aprils 1802 verließ er Aachen, Pempelfort zu Anfange des Mai, und brachte ein Fieber mit nach Hannover, welches ihn auf lange Zeit schwächte. Erst mit dem Jahre 1803 kehrte allmählich bessere Gesundheit wieder. Seine Briefe wurden aber noch immer auf blauem oder grünem Papier geschrieben. Zum Troste gereichte ihm die Nähe der geliebten Schwestern Helene und Charlotte, die ihn seitdem nie mehr verließen, und seines Sohnes Max, der um diese Zeit in Eutin war.

Auch Goethe erkrankte in diesen Jahren mehrmals, am bedenklichsten zu Anfange 1805; er war eben in der Genesung begriffen, als der Tod Schiller am 5. Mai hinwegriß.

Im November 1803 empfahl Jacobi an Herder Frau von Stael, welche damals nach Weimar reisen wollte. „Ich bin ihr wirklich gut, heißt es in seinem Briefe (Briefwechsel II. 340), unter anderem auch darum, weil Bonaparte ihr so böse ist. Offenherziger, als sie, kann man nicht seyn. Weil sie es mit so unaussprechlich vielem Witz ist, darum wird sie von Manchen so unaussprechlich gehaßt.“ Im December kam Frau von Stael nach Weimar, und wie sehr Goethe und Schiller ihrem reinen Gefühl, ihrem scharfen Verstande Gerechtigkeit widerfahren ließen, zeigt Schiller's Brief an Goethe vom

21. December 1803.. „Von Philoſophie, beſonders idealer Philoſophie hält die Stael freilich nicht viel, und für das, was wir Poeſie nennen (Schiller's Worte, Briefwechſel mit Goethe, VI. 235), iſt kein Sinn in ihr; ſie kann ſich von ſolchen Werken nur das Leidenſchaftliche, Redneriſche und Allgemeine zueignen; aber ſie wird nichts Falſches ſchätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen." Wie ſehr Goethe, bei allem Unbequemen, das Fördernde dieſes Beſuches, der bis zum Frühling 1804 in Weimar blieb, anerkannte, zeigen die ſchönen Aeußerungen über Frau von Stael und ihr Buch über Deutſchland in ſeinen Tages- und Jahresheften, Werke Bd. XXVII. S. 148.

Unterdeſſen hatten Jacobi's Gedanken wiederholt, beſonders durch Heinrich Schenk's Briefe, ſich auf Bayern gerichtet, wo unter dem neuen Kurfürſten Max Joſeph, der Jacobi perſönlich geneigt war, große Veränderungen und Verbeſſerungen im Werke ſchienen. Zu Anfange 1804, an dem Tage, da Jacobi ſein 62. Jahr antrat, erhielt er einen Brief aus Aachen, mit den niederſchlagendſten Berichten über den Zuſtand der gemeinſchaftlichen Handlung. Von neuem war ſein Vermögen vermindert. Er ſah die Nothwendigkeit vor Augen, ſich an einen wohlfeilen Ort zurückzuziehen, um dort ſein Leben zu beſchließen.

Denn abermals Dienſte zu nehmen, verbot ihm der ſchlechte Zuſtand ſeiner Geſundheit. Er begab ſich nach Hamburg, und lebte einige Monate im Hauſe ſeiner Freundin Sieveking, dann wieder zu Eutin. Hier erhielt er aus München durch ſeinen Freund Schenk die Anzeige, daß der Plan zu einer neuen Einrichtung der ſchon 1759 geſtifteten Akademie der Wiſſenſchaften entworfen ſei, daß man gern Jacobi dort ſehen werde. Aber Jacobi, der über Bayern manches Nachtheilige gehört hatte, war nicht ſogleich entſchloſſen. Erſt im September 1804 erklärte er, kommen zu wollen. So bereitete ſich für den Philoſophen, noch in ſpäterem Lebensalter, eine neue, bedeutende Wirkſamkeit, und das unbeſtimmte Wandern hatte ein Ende.

X.

Jacobi in München.

Ueber ein halbes Jahr verging zwiſchen Jacobi's Entſchluß, nach München überzuſiedeln, und deſſen Ausführung. Heinrich Schenk mußte erſt die neuen Verhältniſſe ordnen, Haus und Garten miethen, ehe Jacobi ſich von dem ſchon liebgewonnenen Eutin trennen mochte. Auch Nicolovius mit ſeiner Familie verließ zu derſelben Zeit, am 25. April 1805, Eutin, um in ſeiner Vaterſtadt Königsberg eine Rath-Stelle einzunehmen. Von ihm und ſo vielen guten Menſchen ſchied Jacobi nicht ohne Betrübniß. So zeigt es ſein Abſchiedsbrief an den Miniſter des Herzogs von Oldenburg, den Grafen Holmer, in welchem er ſich mit einem Sterbenden vergleicht (Jacobi's Briefwechſel II. 365). Am 8. Mai 1805 verließ er Eutin, mit ſeinen Schweſtern und den Kindern, welche zuletzt ihn umgaben, mit ſeiner Tochter und ſeinem Sohne Max, ſammt deſſen Familie. Vorher war er zu Kiel und Windebue geweſen; die Reiſe führte über Berlin, Wörlitz, Leipzig, Dresden nach Weimar, wo er, nach ſo langer Zeit, Goethe von Angeſicht zu ſehen

hoffte, der von einer schweren Krankheit kaum genas, während Schiller gestorben war. Von Weimar sollte es dann über Frankfurt nach München gehen. Goethe ward (im Juni) durch Jacobi's Erscheinen innig erfreut, und erholte sich bald dergestalt, daß er für Jacobi die zwei letzten Tage fast wieder „der alte Goethe" schien. Sein großes Anliegen war, „dessen Philosophie ganz zu erfahren und hierauf sie mit der seinigen verträglich zu machen," — wie Jacobi an Köppen schreibt (Briefwechsel II. 368). In Eisenach gesellte sich Dohm zu Jacobi, mit welchem er den Weimarischen Hof in dem benachbarten schönen Wilhelmsthal besuchte, und, wie alle Menschen, von der lieblichen Großfürstin Maria Paulowna bezaubert wurde.

Am 11. Juli 1805 langte Jacobi zu Frankfurt an, und machte von dort, mit seinen Schwestern, einen Abstecher nach Ems. Während der Wanderungen in den Gegenden um Dresden war ihm große Begierde entstanden, noch einmal den Rhein hinunterzuschwimmen - von Mainz bis Coblenz, und eine Vergleichung mit den Elbufern zwischen Schandau und Dresden anzustellen. Er that es, und sprach nun mit noch tieferer Ueberzeugung, als ehemals, zu den Freunden: „Ueber den mächtigen Rhein und seine majestätischen Umgebungen geht nichts." (Brief-

wechſel, II. 369.) Freilich mußte er die zweite Abtheilung des ſchönen Rheines, von Coblenz bis Bonn, damals ſich verſagen.

Am 11. Auguſt erreichte Jacobi endlich München, halb krank, auf's äußerſte ermüdet, Ruhe begehrend. Und gerade jetzt erhob ſich das Getümmel des Krieges zwiſchen Oeſtreich und Napoleon, der mit dem Tage von Auſterlitz (2. December 1805) ſein verhängnißvolles Ende fand. Am 14. September rückten die Oeſtreicher in München ein, der Kurfürſt, die Miniſter und Räthe, auch Schenk, reiſeten ab. Schon am 17. October capitulirte Mack bei Ulm, am 23. kam Napoleon nach München, am 13. November zog Mürat in Wien, Napoleon in Schönbrunn ein.

Wie dadurch Jacobi's deutſches Gemüth erſchüttert wurde, läßt ſich begreifen, da er dem Schauplatze dieſer Ereigniſſe ſo nahe ſtand. „Voilà un avenir dont je ne vois pas la fin, — ſchrieb er am 6. November 1805 an Vanderbourg, (wenn nämlich C. V. ſo zu ergänzen iſt) — il me fait frémir, il m'accable. Bientôt tout principe de vertu sera éteint en Europe. Où il n'y a plus de vertu, il n'y a plus de véritables lumieres. L'intelligence s'éteint dès que le coeur est flétri. — Un Français de marque m'a fait entendre à Berlin, qu'on désignait maintenant dans son pays toutes les manifestations de cette

espèce de sottise par le mot générique d'idéologie; on n'en veut plus, me disait-il, l'expérience en a fait reconnaître les inconvéniens; il faut se garder des rechûtes et les éviter de loin.“ Dies war Napoleons immer klarer ſich kundgebende Richtung auf das bloß Aeußere, Sinnliche, Greifbare, in welcher er die Völker zu knechten begann. Es war der Tod aller Wiſſenſchaft und Freiheit. Jedes Jahr lieferte davon neue Beweiſe. Deutſchland fühlte am härteſten die ſchwere Hand des Unterdrückers, bis es nach Jahren ſich ermannte.

Doch auch während der ſchlimmen Zeit verlor Jacobi nicht die Hoffnung, es könne und müſſe beſſer werden mit Deutſchland und mit der Welt. „Es iſt unmöglich, ſchrieb er 1807, daß, wen alle haſſen, in der Dauer über alle herrſche! — — Einmal, — ſterben wir auch ab, als ein thatenloſes, hülfloſes Volk, — ich ſehe doch, es gibt eine Menge ächt deutſcher Gemüther; die werden den Samen der Freiheit gewiß unvertilgbar weiter tragen, und ſo ein neues Geſchlecht deutſcher Art entſtehen und weiter blühen. Deutſchland geht nicht unter!“ (Briefwechſel, II. 397.) Fichte's neuere Schriften, beſonders die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ (1806) beſtärkten Jacobi in ſeinen Hoffnungen. Er las ſie mit Erhebung, theilte ſeine Freude darüber Andern mit. „So ge-

wiß Er (Napoleon) ein Grundzug der Zeit iſt, ſagt Jacobi, iſt es Fichte auch.“ Mit Friedrich Richter, deſſen Dämmerungen für Deutſchland (Tübingen, 1809) die Noth der Zeit und die einzig mögliche Hülfe durch Erhebung des Volkes in ſcharfen Witzworten andeuteten, wechſelte Jacobi von Zeit zu Zeit manches kräftigende Wort. Und ſie kam, die Zeit der Erhebung, welche beide geahndet, zu Jacobi's Freude und Hochgefühl. „Ich habe das Herz ſo voll von dem, was ſeit 1812 geſchehen iſt,“ — ſchreibt er am 18. April 1814 an den Buchhändler Gerhard Fleiſcher nach Leipzig, „finde meinen Geiſt davon auch über die Vergangenheit ſo wunderbar erleuchtet, daß ich, ſobald ich darüber zu reden anfange, kein Ende mehr zu finden weiß. Nie hat ſich die Gewalt des Unſichtbaren über das Sichtbare, des Göttlichen über das Ungöttliche, ſo mannichfaltig und durchgreifend offenbart.“

Als Jacobi zu München ankam, bezog er ſogleich eine ruhige Wohnung. Sie lag auf der Oſtſeite der Stadt, ziemlich frei, zwiſchen den abgetragenen Wällen, gegen die Iſar hin, und bot aus freundlichen Zimmern angenehme Ausſichten; rechts zur Iſarbrücke und nach der Vorſtadt Au, links nach dem engliſchen Garten breiteten die ſchönſten Spaziergänge ſich aus. Dieſe Umgebung, beſonders der Blick auf die Salz-

burger und Tiroler Alpen, erfüllte Jacobi mit Entzücken. Das erneuerte Zusammenleben mit Heinrich Schenk, namentlich in der ersten Zeit des Münchner Aufenthaltes, gereichte ihm zum Troste. Jacobi, als Mitglied der Akademie der Wissenschaften berufen, ward bald zu deren Präsidenten ernannt. Mit vielen trefflichen Männern kam er so in Verbindung, theils Einheimischen, wie Cajetan Weiller, Johann Michael Sailer, Friedrich Immanuel Niethammer, theils solchen, wie Friedrich Jacobs, Thiersch, Sömmering, Schlichtegroll und Andern, welche damals nach Bayern zogen, höherem Rufe folgend. Manches Erfreuliche, aber auch viel Bitteres war ihm für sein Alter noch aufbehalten.

XI.

Jacobi Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften.

Am 27. Juli 1807 eröffnete Jacobi, als Präſident der neu geordneten Akademie der Wiſſenſchaften, deren Sitzungen durch eine Rede „über Geiſt und Zweck gelehrter Geſellſchaften," welche bald darauf gedruckt, auch, mit einigen Veränderungen, ſpäter in den ſechsten Band ſeiner geſammelten Werke aufgenommen wurde. Hier verfocht er mit Gründen die Sache der Wiſſenſchaft, der Philoſophie insbeſondere, gegen die blinden Anhänger des bloß Nützlichen, und zeigte an Beiſpielen, wie ſehr der Staat ächter Weisheit bedürfe. Der Unterſchied der Bildung von Nord- und Süddeutſchland ward dabei erwähnt, auf die frühere Zeit der Verwahrloſung mehrfach hingedeutet. Damit hatte Jacobi eine empfindliche Stelle berührt. Gegen die erneute Akademie, gegen die aus der Ferne berufenen Gelehrten, vor allen gegen den Präſidenten, erhoben ſich bald Unwillen, Neid, Haß und Verfolgung, die bis zu offenen Thätlichkeiten ausarteten. Dazu kam die angſtvolle Stimmung jener Zeit, da

Bayern, beſonders in dem Kriege von 1809, mit Napoleon gegen Oeſtreich ſtand. Jacobi und ſeine Freunde wurden als Norddeutſche, Proteſtanten, Gegner Napoleons, Anhänger Oeſtreichs, die Zielſcheibe der Verläumdung. Unſre Aufgabe iſt es nicht, die Geſchichte dieſer widerwärtigen Händel, wie ſie unter andern Friedrich Jacobs, im ſiebenten Bande ſeiner vermiſchten Schriften, als Augenzeuge und ſelbſt davon Betroffener (er kehrte deshalb 1810 aus München nach Gotha zurück;) erzählt, aus der verdienten Vergeſſenheit wieder an's Licht zu bringen. Merkwürdig bleibt es jedoch, daß Goethe in einem Briefe vom 16. September 1807 Jacobi zwar lobt wegen des Hauptinhaltes, der Richtung ſeiner Rede, aber darin auch zu große Bitterkeit „im Streite gegen die Philiſter und Nützlichkeitsforderer" rügt. „Sie ſind Legion, ſagt Goethe, und man muß ſie gewähren laſſen, allenfalls nur ſie hänſeln, wie ich's von Zeit zu Zeit auch gethan habe."

Im Jahre 1808 verweilt der Briefwechſel zwiſchen Goethe und Jacobi beſonders bei den damals von den neuen Romantikern, namentlich Zacharias Werner, angeregten Beſtrebungen. Goethe ſagt, es komme ihm, einem alten Heiden, wunderlich vor, das Kreuz auf ſeinem eignen Grund und Boden aufgepflanzt zu ſehen und Chriſti-Blut und Wunden

poetisch predigen zu hören, ohne daß es ihm gerade zuwider sei. Jacobi aber nimmt die Sache viel ernsthafter. „Werner, der Sohn des Thales, sagt er (Briefwechsel mit Goethe, S. 242), scheint mir auch zu der Gattung von Menschen zu gehören, in und an denen wissentlich und unwissentlich zugleich der Ernst zum Spaße und der Spaß zum Ernst, die Grimasse zur Physiognomie und die Physiognomie zur Grimasse auf eine Art und Weise wird, wie es mir nicht behagt. Solches Spiel treiben und mit sich treiben lassen, zerrüttet unfehlbar auch die vornehmsten Naturen. Der Dichter ist Seher und darf nie Lüge ersinnen, ihr dienen, sich ihr hingeben. Die entgegengesetzte Lehre, er müsse nur Lüge ersinnen, bloß Gestaltungen gestalten, ohne wahren oder auch nur täuschenden Inhalt, und der absolute durchgängige Phantast sei das wahre Götterkind, ist ein neuer Einfall, dessen eine bessere Nachwelt spotten wird. Ich denke zunächst an Werner und seinen Attila. — Das ist überhaupt mein Verdruß an der neuen Schule, daß sie den Parnaß zu einem Redoutensaale macht und dann spricht: dies ist die wahre Wahrheit und die wahre Dichtung."

Daß Jacobi die schillernde Unbestimmtheit, die falsche Ironie jener Romantiker, namentlich in der Auffassung des Heiligen, mit Recht getadelt, wird

heutzutage Niemand in Abrede ſtellen. An ihren Früchten hat man ſie erkannt. Eben ſo gewiß aber mußte die Rückkehr der deutſchen Poeſie zum Glauben, zur chriſtlichen Wahrheit, wenn ſie gelungen wäre, als ein Fortſchritt betrachtet werden.

Aus einem ſehnſüchtigen Erinnern beſſerer Tage, da noch Glaubenskraft und Liebesflammen die Herzen der Völker erhoben, und Thaten des Armes die Worte der Sänger begleiteten, entſprang zu Ende des vielbewegten, glaubensarmen, erkalteten achtzehnten Jahrhunderts die ſogenannte Romantik. In ihr war unläugbar ein guter Kern. Der Dichter des Zweifels, ſelbſt Schiller hat es anerkannt, indem er Regungen dieſer Art aufnahm, obgleich nicht überall mit Glück, in mehrere ſeiner Werke, wie die Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Wilhelm Tell. Goethe, als begeiſterter Verehrer der Natur, konnte eine Richtung nicht völlig abweiſen, welche an das Dunkle, Geheimnißvolle, Räthſelhafte des Lebens anknüpfend, gern mit Bildern der Natur ſpielend ſich befreundete. Auch war ſein Gemüth, ſeine innerſte Seele chriſtlicher Geſinnung niemals völlig entfremdet. Die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele ſtehen in Mitten des ſo weltlichen Treibens des Wilhelm Meiſter, als ein durchaus verſchiedener Beſtandtheil, dennoch mit gleicher Berech-

tigung, und ſo zeigen alle Hauptwerke Goethe's, keines jedoch mehr, als der Fauſt, einen mächtigen Zug zu dem Höhern, Ueberirdiſchen*), den wir wohl nicht anders, als tief chriſtlich nennen dürfen. Es kann ſeyn, daß nur das Geheimnißvolle der Natur, das verhüllte Ringen nach dem Unſichtbaren über ihr, ihre tiefe Symbolik, in Goethe jene Richtung erzeugt, wie neuerdings behauptet worden**). Immerhin, wenn ſie nur wirklich da war! — Es gibt viele Wege des Heiles, und zum Ziele muß zuletzt doch jeder führen.

Goethe trat jetzt mit zwei höchſt bedeutenden Werken hervor, welche auf Menſchenleben und Natur in ihrem geheimnißvollen Zuſammenhange überraſchende Lichter warfen. Dies waren die Wahlverwandtſchaften (1809) und die Farbenlehre (1810), unter welchen namentlich letztere von Jacobi geprieſen wird, indeß der andern keine Erwähnung geſchieht. Es mögen Briefe fehlen, wie es die Vorrede zu Goethe's Briefwechſel mit Jacobi vermuthen

*) Vergleiche hierüber meine Schrift: Goethe's Fauſt; über Sinn und Zuſammenhang des erſten und zweiten Theiles der Tragödie. Coblenz, 1834.

**) Ueber die ethiſche und religiöſe Bedeutung der neuern romantiſchen Poeſie in Deutſchland, von Joſeph Freiherrn von Eichendorff, Leipzig, 1847. S. 29.

läßt*). Denn die große Wirkung, die allgemeine Bewegung, welche Goethe's zweiter Hauptroman aus ſeiner reifen Zeit in Deutſchland hervorrief, kann nicht ſpurlos an Jacobi vorübergegangen ſeyn, wenn auch kaum zu erwarten iſt, daß er immer nur auf Seiten der Gönner jenes Werkes, nicht auf jener der Gegner, ſich befunden haben ſollte. Vielleicht vermied er, den Freund durch ſein allzu abweichendes Urtheil zu verletzen. Denn — übergehen ließ ein Buch, wie die Wahlverwandtſchaften, ſich in keinem Falle. Lag doch ein andrer Anlaß zu gegenſeitigem Mißverſtehen ſchon im Keime, der bald mißliebige Früchte tragen ſollte.

*) Daß, um nur dieſes Eine zu erwähnen, in dem verhängnißvollen Jahre 1806 zwiſchen Goethe und Jacobi gar keine Briefe gewechſelt worden, daß Goethe's Fauſt, deſſen erſter Theil damals von dem Dichter abgeſchloſſen wurde, ganz unbeſprochen geblieben, iſt ſchwer zu glauben.

XII.

Jacobi über Offenbarung und Natur.

Am 1. September 1811 kündigte Jacobi seinem Freunde an, daß eine kleine Schrift von ihm unter der Presse sei, die „einen großen Theil der Geschichte seiner Wanderung durch ältere und neuere Lehrmeinungen und Systeme" enthalte. Schon im Herbst 1809 war er mit Vollendung dieses im Jahr 1796 zu Hamburg begonnenen Werkes beschäftigt, aber die Arbeit rückte, bei seinen abnehmenden Kräften und den harten Störungen jener Zeit, nur langsam vorwärts. Es sollte gleichsam sein philosophisches Testament werden. Im Jahr 1812 endlich erschien die Schrift: Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Sehr bedeutsam stellte Jacobi ihr ein Wort des tiefsinnigen Pascal voran: **Les vérités divines sont infinement au-dessus de la nature; Dieu seul peut les mettre dans l'ame. Il a voulu qu'elles entrent du coeur dans l'esprit, et non pas de l'esprit dans le coeur. Par cette raison, s'il faut connaître les choses humaines pour**

pouvoir les aimer, il faut aimer les choses divines pour pouvoir les connaître. Entſtanden war Jacobi's Schrift urſprünglich aus einer Beurtheilung der „ſämmtlichen Werke des Wandsbecker Boten," ſeines Herzensfreundes Matthias Claudius. Des letztern gläubiges, der Bibel entnommenes Chriſtenthum und Jacobi's philoſophiſcher Glaube hinſichtlich der chriſtlichen Wahrheit mußten ſich hier begegnen. Ein Abſtoßen, namentlich ein feindliches, des geſchichtlichen Chriſtenthums blieb Jacobi natürlich fern; zum ſtrengen Bibelglauben gelangte er eben ſo wenig. Der Begriff der Offenbarung war für Jacobi ein durchaus innerer, dem Geiſte inwohnender. „So wenig ein falſcher Gott außer der menſchlichen Seele für ſich daſeyn kann, ſo wenig kann der wahre außer ihr erſcheinen," — ſagt er S. 277: „Wie der Menſch ſich ſelbſt fühlt und bildet, ſo ſtellt er ſich, nur mächtiger, die Gottheit vor. Darum iſt zu allen Zeiten die Religion der Menſchen wie ihre Tugend, wie ihr ſittlicher Zuſtand beſchaffen geweſen." Dieſen Gottesglauben der Vernunft, die ſich ihrer ſelbſt bewußt wird, hatte Jacobi ſchon in dem Buche über Spinoza gelehrt. Seitdem waren fünfundzwanzig Jahre der lebhafteſten Bewegung auf allen Gebieten des Geiſtes vergangen. Mehrere philoſophiſche Syſteme hatten nach einander in Deutſch-

land die Alleinherrſchaft behauptet. Zuerſt Kant, dem der perſönliche Gott als ein Poſtulat der praktiſchen Vernunft nothwendig erſchien; darauf Fichte, dem die lebendige und wirkende moraliſche Ordnung als das allein Göttliche, folglich nicht als Perſon, ſich darſtellte, eine Anſicht, die ihrem Urheber ſchwere Anfeindung zuzog; endlich räumte die zweite Tochter des Kriticismus, die Naturphiloſophie, den Unterſchied zwiſchen Nothwendigkeit und Freiheit vollends aus dem Wege, und erklärte: über der Natur ſei nichts, und ſie allein ſei. Dieſer Lehre von dem All-Eins, zugleich der älteſten ſo wie der neueſten Philoſophie, dem Identitäts-Syſteme, tritt Jacobi entſchieden entgegen. Er bekennt ſich ſelbſt zu dem Glauben an einen Gott über der Natur, und erklärt die letztere nur für Gottes Werk. Ja er fügt hinzu: „Die Natur verbirgt Gott, weil ſie überall nur Schickſal, eine ununterbrechbare Kette von lauter wirkenden Urſachen ohne Anfang und Ende offenbaret, ausſchließend mit gleicher Nothwendigkeit beides, Vorſehung und Ungefähr. Ein unabhängiges Wirken, ein freies, urſprüngliches Beginnen, iſt das in ihr und aus ihr durchaus Unmögliche. Willenlos wirket ſie, und rathſchlaget nicht, weder mit dem Guten, noch mit dem Schönen; auch ſchaffet ſie nicht,

ſondern verwandelt abſichtlos und bewußtlos aus ihrem finſtern Abgrund ewig nur ſich ſelbſt, fördernd mit derſelben raſtloſen Emſigkeit das Untergehen, wie das Aufgehen, den Tod, wie das Leben, — nie erzeugend, was allein aus Gott iſt und Freiheit vorausſetzt, die Tugend, das Unſterbliche. Der Menſch offenbaret Gott, indem er mit dem Geiſte ſich über die Natur erhebt, und kraft dieſes Geiſtes ſich ihr als eine von ihr unabhängige, ihr unüberwindliche Macht entgegenſtellt, ſie bekämpft, überwältigt, beherrſcht.“ (Von den göttlichen Dingen, Werke Bd. III. 425.)

Hiermit hat Jacobi ſich völlig auf den Standpunkt Pascal's begeben. Er erkennt mit ihm eine göttliche Offenbarung in der Seele des Menſchen, in der Liebe, im Glauben, die über die ewige Nothwendigkeit der Natur hinausgeht. Noch mehr aber redet er der Hingebung des Chriſtenthums das Wort am Schluſſe ſeiner Schrift. „Chriſtus ſelbſt, ſagt Jacobi, ſtößt am Kreuze den erſchütternden Ruf aus: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen!“ — verſcheidet aber mit den Worten: „Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geiſt!“ So der Mächtigſte unter den Reinen, der Reinſte unter den Mächtigen. Dieſer Kampf und dieſer Sieg iſt Chriſtenthum. Zu dieſem Chriſtenthum bekennet ſich der Verfaſſer dieſer Schrift.“

Daß ein ſolches Bekenntniß Widerſpruch erregen werde, und zwar nach mehrern Seiten, ließ ſich vorherſehen. Wir fühlen uns nicht berufen, auf dieſen Streit und Hader hier einzugehen. Denn nicht die Geſinnungen und Anſichten der Gegner Jacobi's haben wir nachzuweiſen, vergeſſen oder verſchollen, wie ſie jetzt meiſtens ſchon ſind, ſondern die ihm ſelbſt von Anfange her eigne Anſchauung des Lebens und Wiſſens, in ihren Gründen, in ihrem Zuſammenhange. Und da ſtellt ſich allerdings die Schrift von den göttlichen Dingen als eine wohlgezeitigte Frucht des gedanken- und erfahrungsreichen Alters, des ernſteſten Forſchens dar. Sie erſcheint als das Ergebniß jener Betrachtungen über Welt und Gott, welche von Jugend auf Jacobi's Seele erfüllten und bewegten. Er ſtellt eine Wanderung an, erblickt ältere und neuere Lehrmeinungen, ohne jedoch einer derſelben unbedingt ſich zu ergeben. Er paart den Glauben an Gott und Tugend unzertrennlich, unauflöslich; er ſetzt den Geiſt über die Natur.

Hier war denn auch die Stelle, wo Goethe und Jacobi in ihren Anſichten ſich ſchieden. „Ich würde die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen, ſchreibt Goethe am 10. Mai 1812 aus Carlsbad, wenn ich Dir verſchwiege, daß mich das Büchlein ziemlich indisponirt hat. Ich bin nun einmal einer der Ephe-

ſiſchen Goldſchmiede, der ſein ganzes Leben in Anſchauen und Anſtaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnißvollen Geſtalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apoſtel ſeinen Mitbürgern einen andern, und noch dazu formloſen Gott aufdringen will." (Goethe's Briefwechſel mit Jacobi, S. 254.) Beſtimmter erklärt ſich hierüber Goethe in den Tag- und Jahresheften, bei dem Jahre 1811, S. 288, Bd. XXVII. der Werke. „Jacobi von den göttlichen Dingen" machte mir nicht wohl. Wie konnte mir das Buch eines ſo herzlich geliebten Freundes willkommen ſeyn, worin ich die Theſe durchgeführt ſehen ſollte: die Natur verberge Gott! Mußte, bei meiner reinen, tiefen, angeborenen und geübten Anſchauungsweiſe, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu ſehen unverbrüchlich gelehrt hatte, ſo daß dieſe Vorſtellungsart den Grund meiner ganzen Exiſtenz machte, — mußte nicht ein ſo ſeltſamer, einſeitig beſchränkter Ausſpruch mich dem Geiſte nach von dem edelſten Manne, deſſen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen? — Doch ich hing meinem ſchmerzlichen Verdruſſe nicht nach; ich rettete mich vielmehr zu meinem alten Aſyl, und fand in Spinoza's Ethik auf mehrere Wochen

meine tägliche Unterhaltung, und da ſich indeß meine Bildung geſteigert hatte, ward ich, im ſchon Bekannten, gar manches, das ſich neu und anders hervorthat, auch ganz eigen friſch auf mich einwirkte, zu meiner Verwunderung, gewahr."

Offenbar liegt ein längerer Zeitraum zwiſchen dieſen beiden Stellen. Wahrſcheinlich iſt die letztere zehn und mehr Jahre ſpäter, alſo nach Jacobi's Tode, geſchrieben. Vieles war unterdeſſen vorgegangen. Der naturaliſtiſche Uebermuth Goethe's war verraucht, welcher ihm jene Vergleichung ſeiner eignen Thätigkeit mit dem Epheſiſchen Silberſchmiede Demetrius in der Apoſtelgeſchichte (Kap. 19) eingab:

„Der hatte den Gürtel unter den Brüſten,
Worin ſo manche Thiere niſten,
Zu Hauſe treulich nachgefeilt,
Wie's ihm der Vater zugetheilt;
Und leitete ſein kunſtreich Streben
In frommer Wirkung durch das Leben.
Da hört er denn auf einmal laut
Eines Gaſſenvolkes Windesbraut,
Als gäb's einen Gott ſo im Gehirn,
Da, hinter des Menſchen alberner Stirn,
Der ſei viel herrlicher, als das Weſen,
An dem wir die Breite der Gottheit leſen."

Goethe's Werke, Bd. II. 187.

Dieſes Spottgedicht kam Jacobi zu Anfange des

Jahres 1813 zu Geſicht; es konnte ihn nicht erfreuen. Beſonders, da am Schluß eine Drohung angehängt war:

„Will's aber einer anders halten,
So mag er nach Belieben ſchalten;
Nur ſoll er nicht das Handwerk ſchänden,
Sonſt wird er ſchlecht und ſchmählich enden."

Nie hatte Jacobi Goethe's Studium der Natur, namentlich ſeine Beſchäftigung mit der Farbenlehre, verachtet oder geſchmäht. Er hatte es überhaupt gar nicht zu thun mit der dichteriſchen Auffaſſung der Natur, ſondern nur mit der philoſophiſchen. Als Denker erklärte er ſich gegen die Verwechſelung des Werkes mit dem Meiſter, gegen die Vergötterung der Natur. Erblickte nun Goethe in der ſichtbaren Schöpfung zugleich den Schöpfer, deutlicher, als er in dem Geiſte des Menſchen ſich kund gibt, ſo iſt dieſe Vorſtellungsweiſe dem Dichter vielleicht zu gute zu halten, weil jede Idee für ihn allein in ſo fern Geltung hat, als ſie künſtleriſche Form und Geſtalt erlangt, weil ſein Auge mehr, als ein anderes, im Stande iſt, im Weltganzen (mit Fauſt) zu erkennen:

„Wie Himmelskräfte auf und nieder ſteigen
Und ſich die goldnen Eimer reichen."

Grund zur Entzweiung der Freunde war demnach nicht vorhanden, nicht einmal zu einer Verſtim-

mung, wie sie doch jetzt unbestritten sich einstellte. Sie scheint einige Jahre, von 1813 bis 1815, gewährt zu haben. Wir besitzen von Jacobi ein Paar Entwürfe zu Briefen an Goethe aus dem November 1815, von welchen ungewiß ist, ob sie jemals abgesandt wurden, wie denn überhaupt spätere Briefe Jacobi's an Goethe leider fehlen. In diesen beklagt sich Jacobi über den ungerechten Angriff durch den Goldschmied von Ephesus, um so ungerechter, da er nie der großen Liebe vergessen habe, noch vergessen könne, die ihn seit vierzig Jahren an Goethe knüpfe. Nun hatte Goethe im Jahr 1811 die Geschichte seines Lebens zu erzählen begonnen, unter dem Titel: Wahrheit und Dichtung. Der zweite Theil, 1812 erschienen, war von Jacobi mit freudiger Begeisterung aufgenommen worden. Während er selbst schon über Alter und geschwächte Kraft Klage führen mußte, rief er dem Freunde zu, er werde sein Bestes schreiben, wie Sophokles, zwischen dem siebzigsten und achtzigsten Jahre. Gerade damals, am Schluß des Jahres 1812, hatte Jacobi seine Stelle als Präsident der Akademie niedergelegt, jedoch in München zu bleiben sich entschlossen. Sein Sohn Max, dessen Nähe und Hausgenossenschaft seit Jahren ihm zum Troste gereichte, dessen blühende Familie seine Freude war, verließ ihn kurze Zeit vorher, um nach Salzburg, als

Oberarzt, zu ziehen. Die in Jacobi's Hauſe dadurch leer werdenden Räume nahm jetzt der Oberfinanzrath Friedrich Roth ein, deſſen Umgang und Freundſchaft für Jacobi von großem Werthe war.

XIII.

Jacobi's letzte Lebensjahre.

Im Jahre 1812 begann Jacobi die Herausgabe seiner Werke, welche genaue Durchsicht und vielfache Ueberarbeitung erforderte. Sie erschienen in sechs Bänden zu Leipzig bei Gerhard Fleischer, 1812 bis 1825. Seine geschwächten Kräfte, besonders die Augen, verlangten fremde Beihülfe. Solche leisteten ihm gern Friedrich Köppen, damals Professor zu Landshut, und Friedrich Roth. Der Letztere besorgte nach Jacobi's Hinscheiden die letzten Bände allein und gab auch den „auserlesenen Briefwechsel" in zwei Bänden (Leipzig 1825 und 1827) heraus.

An Goethe sandte Jacobi den ersten Theil der Werke, Allwill enthaltend, ohne daß dieser etwas erwiederte. In Beziehung auf den zweiten Band, der mehrere Abhandlungen bringen sollte, billigte Goethe Jacobi's Vorhaben, an denselben im Wesentlichen nichts zu verändern. Denn in dergleichen Schriften liege die Geschichte der Vergangenheit, die für sich abgeschlossen dastehe. Nun aber führte die Abfassung seiner Lebensgeschichte, jenes klarsten, ergreifendsten

Zeitgemäldes, den Dichter auf das erſte Zuſammentreffen mit Jacobi. „Erlaube mir, — ſchreibt er demſelben aus Carlsbad den 10. Mai 1812, — im dritten Theile meines biographiſchen Verſuchs, Deiner in allem Guten zu gedenken. Die Divergenz zwiſchen uns beiden war ſchon früh genug bemerklich, und wir können uns Glück wünſchen, wenn die Hoffnung, ſie, ſelbſt bei zunehmendem Auseinanderſtreben, durch Neigung und Liebe immer wieder ausgeglichen zu ſehen, nicht unerfüllt geblieben iſt.“ Jacobi freute ſich dieſes Vorhabens, und rief Goethe'n mehrere Hauptzüge aus den glücklichen Zeiten der erſten Bekanntſchaft in's Gedächtniß, welche denn auch von Goethe nicht überſehen worden ſind. Im Sommer 1813, während der Krieg in ſeiner Nähe tobte, ſchrieb Goethe den verſprochenen dritten Theil von Wahrheit und Dichtung, der 1814 erſchien. Am 23. Mai 1814 erhielt ihn Jacobi. „Wie mich dieſe ganze Darſtellung ergriff, — ſchreibt er darüber an Goethe — und mein Leben von jenem Zeitpunkt an bis auf die gegenwärtige Stunde mir nur zu einem Leben mit Dir, von Dir und zu Dir wurde, dieſes ahnde, wenn Du es vermagſt, und Du wirſt es vermögen. Du wirſt Dir dann auch ſagen können, wie es mich ſtörend treffen mußte, da ich am Schluß die Worte fand: „Und ſo ſchieden wir endlich in der ſeligen Empfin-

dung ewiger Vereinigung, ganz ohne Vorgefühl, daß unſer Streben eine entgegengeſetzte Richtung nehmen werde, wie es ſich im Laufe des Lebens nur allzuſehr offenbarte." (Goethe's Briefwechſel mit Jacobi, S. 269.) Jacobi's Empfindlichkeit ward dadurch erregt, daß Goethe ihr geiſtiges Auseinandergehen, die innere Verſchiedenheit nicht ſchon 1775 zu Frankfurt, 1784 zu Weimar, 1792 zu Pempelfort, ſondern erſt ſpäter, bemerkt zu haben, und noch mehr, daß er dieſelbe auf ein Erkalten der Neigung auszudehnen ſchien. Goethe hatte ja mehrmals, und noch zuletzt (1805) in Weimar wiederholt, es beſtehe der große, weſentliche Unterſchied zwiſchen beiden darin, daß Jacobi ein Chriſt ſei, Goethe aber ein Heide (Briefwechſel, S. 273), aber er hatte auch in ſpätern Zeiten geſtanden, daß „ſein wahrhaft Julianiſcher Haß wider das Chriſtenthum und namhafte Chriſten" ſich ſehr gemildert, ja daß „ein gewiſſes Chriſtenthum der Gipfel der Menſchlichkeit" ſei. Auf dieſe Milderung in Goethe's Anſichten von dem, was Jacobi als das Wichtigſte unter allen anſah, legte der letztere mit Recht den größten Werth. Hat er an Goethe ſo geſchrieben, wie jene Entwürfe lauten, oder doch in ähnlicher Weiſe, ſo iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß Jacobi's Reizbarkeit dieſem als etwas Krankhaftes erſchienen ſeyn werde, indeß das Warme und Dauernde

ſeiner freundſchaftlichen Neigung zugleich ihn rühren mußte.

Den Ausdruck ſolcher Stimmung, eine faſt wehmüthige Erinnerung an die abweichenden Lebensanſichten des ewig geliebten Freundes ſeiner Jugend, verräth nun die oben mitgetheilte Stelle aus den Goethe'ſchen Tag- und Jahresheften. Jahr auf Jahr ſtand der Greis einſamer in der Welt. Das „freundliche Gedränge war zerſtoben," das ſeine Jugendtage einſt umgab. Konnte es ihm gleichgültig ſeyn, dem beſten, reinſten, bewährteſten der Freunde, der, obgleich ſichtbar gealtert, doch noch unter den Lebenden war, wehe gethan zu haben? — Auch die vorzüglichſten Menſchen unterliegen zeitweiſe der Stimmung oder Verſtimmung des Augenblickes. Aber Beſonnenheit kehrt ihnen bald zurück, und zeigt den wahren Werth der Verhältniſſe und Perſonen. Dann ergibt ſich, was Goethe am 6. Januar 1813 an Jacobi ſchreibt, als klar und ausgemacht: „Die Menſchen werden durch Geſinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt. — Die Freundſchaften der Jugend gründen ſich auf's Erſte; an den Spaltungen des Alters haben die letztern Schuld." Daß aber zwiſchen Goethe und Jacobi das gute Vernehmen in der Folge ſich vollkommen hergeſtellt, daß es bis zu Ende fortbeſtanden habe, iſt durchaus nicht zu bezweifeln. Ein

ſehr freundlicher Brief Goethe's an Jacobi vom 3. Juli 1817 beſchließt den Briefwechſel mit den Worten: „Und ſomit lebe wohl und gedenke mein unter den Deinigen, guter Zeiten eingedenk.“

Jacobi, obgleich von den Leiden des Alters vielfach heimgeſucht, entſagte auch jetzt nicht der Arbeit. An Dohm ſchreibt er den 24. April 1817, daß er mit einem letzten Worte über ſeine Philoſophie beſchäftigt ſei, das er dem vierten Theile der Werke, welcher die Briefe über die Lehre des Spinoza enthält, vorſetzen möchte, wie er dem zweiten Theil eine ſehr gediegene Einleitung gegeben hatte. Friedrich Köppen hat es beendigt und, nach Jacobi's Tode, die Herausgabe des vierten Bandes beſorgt.

Die religiöſen Bewegungen jener Zeit ließen ebenfalls Jacobi nicht gleichgültig. Er wünſchte wohl, wie er ſich ausdrückt (Briefwechſel II. 459), „ſein gebrechliches philoſophiſches Chriſtenthum gegen ein poſitives, hiſtoriſches, wie das der jüngern Theologen, zu vertauſchen,“ aber es gelang ihm nicht, obgleich weder Eigendünkel, noch Hochmuth oder Eitelkeit ihm im Wege ſtanden. Mit dem edlen Sailer, „einem der hellſten Köpfe und der trefflichſten Menſchen, die er kannte,“ war ihm daſſelbe begegnet. „Mit mir ſteht es ſo, — ſagt Jacobi in einem Briefe von 8. October 1817 an Reinhold in Kiel — daß ich mit

Falk und Twesten darüber entschieden einig bin, daß wer die Religiosität der Väter wolle, auch die Religion der Väter wollen müsse; wie ich aber dazu gelangen könne, diese historisch gediegene, einmüthige Religion der Väter so zu wollen, daß sie mir auch wirklich und wahrhaft werde, das weiß ich nicht." Im Verfolge sagt er ferner, daß er „noch immer derselbe sei, durchaus ein Heide mit dem Verstande, mit dem ganzen Gemüthe ein Christ, und so schwimme er zwischen zwei Wassern, die sich ihm nicht vereinigen wollten, so daß sie gemeinschaftlich ihn trügen."

Auf diese Weise betheiligte sich der Greis noch an jeder Bewegung der Zeit, und genoß immerfort der allgemeinsten Achtung und Verehrung. Statt aller Andern möge der edle Friedrich Jacobs reden, der im Sommer 1818 München, nach acht Jahren, wieder besuchte. „Vor Allem hatte ich die Freude, den herrlichen Jacobi wieder zu sehen, heiterer, als ich ihn verlassen hatte, voll warmen Herzens, wie immer, jeder lichten Erscheinung in der Literatur und im Staate zugewendet, seinen Freunden treu, gegen Widersacher versöhnlich und edel." (Personalien, vermischte Schriften VII. 167.)

Im August 1818 kam Victor Cousin nach München, um Jacobi und Schelling kennen zu lernen, und im September folgte ihm in gleicher Absicht

Bautain aus Straßburg. Ihre Schilderungen des neuen beſſern Geiſtes in Frankreich erfreuten Jacobi lebhaft. So hatte auch Goethe in ſeiner letzten Zeit mehrfach Beweiſe der Anerkennung jüngerer Geiſter aus England, Italien, Frankreich erhalten, die als Vorzeichen einer ſich bereitenden „Weltliteratur" ihm vor allen erwünſcht ſchienen. Was wäre das Alter ohne Hoffnungen, und welche Hoffnungen könnten ſchöner ſein, als die uns des Wachſens und Gedeihens unſerer liebſten Beſtrebungen, in die Ferne der Zeiten hinaus, noch am Rande des Grabes verſichern! —

Hoffend und ſtrebend, wie in freudiger Jugend, ging Jacobi dem Tod entgegen, der ihn am 10. März 1819, nach einer Krankheit von nur acht Tagen, gelinde hinüberführte. Groß und allgemein in Deutſchland war die Trauer über den Verluſt. Neben dem Grabe ſeines ſchon 1813 geſtorbenen Freundes Heinrich Schenk auf dem großen Gottesacker zu München, und zwar in dem dritten Gange zur linken Hand des Eintretenden, iſt die Ruheſtätte Jacobi's. Ein Denkmal aus Eiſenguß bezeichnet ſie. Darauf ſieht man ein Kreuz und die Worte Chriſti: „Selig die reines Herzens ſind; denn ſie werden Gott ſchauen." Ein ſchöneres Wort dem edlen Denker zu widmen, war nicht möglich. Noch dreizehn

Jahre überlebte Goethe den Freund. Thätigkeit und Luſt am Leben verließen auch ihn nicht, bis zum letzten Athemzuge. Mit der Vollendung des zweiten Theiles des Fauſt beſchloß er ſeine Tage, arbeitaber auch räthſelvoll, zu einem Höhern, Zweifel- und Endeloſen freudig aufdeutend.

Betrachten wir Goethe's Leben und Wirken im Ganzen und Großen, ſo drängt ſich uns die Bemerkung auf, daß er nur zwei Freunde gehabt, wie Jacobi und Schiller. Mit dem letztern verband den Dichter die innigſte Gemeinſchaft des Strebens auf gleichem Felde. Bei Jacobi war von ſolchem nicht die Rede; es war vielmehr eine perſönliche Neigung, das Andenken ſeliger Jugendtage, deren Unſchuld und Reinheit, in aller Verworrenheit des Lebens und Verſchiedenheit des Strebens, ihren Glanz, ihre geheime Einwirkung für den einen, wie für den andern, doch niemals verlor.

XIV.

Schlußwort. Jacobis geiſtige Bedeutung.

„Jacobi war eigentlich ein geborener Diplomat, ein ſchöner Mann von ſchlankem Wuchs, feinen vornehmen Weſens, der als Geſandter ganz an ſeinem Platz geweſen wäre. Zum Poeten und Philoſophen fehlte ihm etwas, um beides zu ſeyn. Sein Verhältniß zu mir war eigener Art. Er hatte mich perſönlich lieb, ohne an meinen Beſtrebungen Theil zu nehmen, oder ſie wohl gar zu billigen. Es bedurfte daher der Freundſchaft, um uns an einander zu halten.“

So ſprach Goethe, wie uns Eckermann (Geſpräche mit Goethe, I. 243) erzählt, 1827, an einem heitern Frühlingstage, nachdem er den Jacobi'ſchen Briefwechſel geleſen, der ihm zwar Theilnahme erregte, jedoch auch das Gefühl der Nichtbefriedigung, „daß hier ſo viele, gewiſſermaßen bedeutende Menſchen durch einander redeten, ohne eine Spur von gleicher Richtung und gemeinſamem Intereſſe.“ Noch ſchärfer drückt Goethe dieſes Unbehagen aus in einem kleinen

Aufſatze, der aus den Heften über Kunſt und Alterthum in die Sammlung der Werke übergegangen iſt, Band XLV. S. 292 f.

Gewiß haben wir alle Urſache, den Gründen eines ſo unumwunden hingeſtellten Urtheiles nachzuforſchen, um ſowohl über das Verhältniß Goethe's zu Jacobi, als über des Letztern Bedeutung für die deutſche Literatur zur Einſicht zu gelangen.

Goethe hebt an Jacobi das Perſönliche, Gewinnende, Weltmänniſche hervor, und ſtellt dagegen das Geiſtige in Schatten. Zuerſt beſtreitet er ſeinen Anſpruch auf Dichtergaben. Hier kann er nur auf Woldemar und Allwill deuten. Es mochte Goethe'n vorſchweben, was er namentlich an Woldemar getadelt, der Mangel des urſprünglich Schöpferiſchen, Unbefangenen, Naturgemäßen, den keine Gedankenfülle und Tiefe zu erſetzen vermag. Hier werden wir ihm nun ohne Weiteres beiſtimmen müſſen. Jacobi ſelbſt hat ſich nie zu den Dichtern gezählt.

Wenn indeß Goethe behauptet, zum Philoſophen fehle Jacobi etwas, ſo iſt, bei der Unbeſtimmtheit jenes Ausdruckes, hier offenbar etwas übergangen. Wollte der Dichter ſeinem Freunde Scharfſinn, Wahrheitsliebe, edle Geſinnung und Gedankenfülle abſprechen, ſo würde die ganze gebildete Welt Widerſpruch erheben. Es kann folglich nur von dem Maße die

Rede seyn, in welchem jene Haupteigenschaften eines Philosophen, die in keiner Menschenseele in vollkommen gleicher Stärke vorhanden scheinen, in Jacobi's Geiste hervortreten. Und so ist denn sichtbar das Vorherrschen des Gemüthes über den Verstand, des Glaubens über den Begriff, der von Goethe bezeichnete Punkt. Denn offenbar ist Jacobi's Beziehung zu Goethe ein gemüthliches Hinneigen und Anschließen, nicht von außen entstanden, sondern aus dem Kern des Wesens. Solche Einigung dürfen wir wohl wahre Freundschaft nennen. Sie kann verdunkelt werden, doch nie ganz erlöschen. Selbst verschiedene Richtung des Denkens und Handelns thut ihr nicht Eintrag; sie ist eine über jeden Zwiespalt erhabene Harmonie.

Jacobi hat kein System der Philosophie, keine Schule gebildet, nicht weil er es nicht gekonnt, sondern weil er es nicht gewollt. Seine freie Lebensstellung, Ehre und Vermögen sammt einer Fülle von Bekanntschaften, befähigten wahrlich ihn, vor Vielen, gleichgesinnte Anhänger um sich zu versammeln, die seinen Ruhm ausposaunten. Allein er trachtete nach einem höhern Ruhme. Es ist der Schutz der Wahrheit vor dem Wind der Lehre.

Sein eigentliches, unvergeßliches Verdienst liegt in dem Gegensatze jedesmal zur herrschenden Zeitphilosophie. Als die Sinnlichkeit auf dem Throne saß, in seiner

Jugend, redete er dem uneigennützigen Rechte des Gemüthes das Wort, und widersetzte sich wieder im Namen des Verstandes der überströmenden Empfindsamkeit, dem zuchtlosen Geniedrange. Als Kant die kritische Philosophie zur Alleinherrschaft erhob, und die Säulen aller Erkenntniß in Frage stellte, hielt Jacobi der neuen Lehre den Spiegel vor, und wies im Innersten unsrer Seele das Thatsächliche, Gewisse nach, welches jede Erkenntniß bedingt. Er legte die Widersprüche des Spinozismus und Idealismus überzeugend dar, und hütete sich sorgfältig, irgend einem Systeme das Recht einzuräumen, das nach seiner tiefsten Einsicht allein der ursprünglichen Kraft der menschlichen Vernunft gebührt, das Recht, über Gott, Freiheit, Unsterblichkeit Gewisses zu lehren. Jacobi's Glaube an das Wahre und Ewige ist der Ursprung seines gesammten Denkens. Indem er ihn überall an die Spitze stellt, hat er die Einigung des Lebens mit der Wissenschaft angebahnt, wie sie als Ziel des höchsten Strebens der Menschheit den Denkern aller Zeiten vorschwebte. Er hat für die Folgezeit Saatkörner gestreut, die zum Heile der Wissenschaft und des Vaterlandes unverloren seyn werden und müssen.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, Jacobi's Verdienste um die Philosophie im Einzelnen abzuwägen. Andre, Freunde und Feinde, haben es gethan. Was

die Erstern, z. B. J. F. Fries, F. Köppen u. A. gesagt, ist unnöthig, zu wiederholen. Die Schrift von J. Kuhn: Jacobi und die Philosophie seiner Zeit, Mainz, 1834, enthält darüber tiefe und wahre Gedanken in gediegener Darstellung. H. M. Chalybäus, in seiner historischen Entwickelung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel, Dresden, 1839, sagt eben so richtig, als schön (S. 48): „Niemand trat dem Königsberger Denker einerseits mit so viel Anerkennung seines Verdienstes bei, anderseits so entschieden entgegen, als Friedrich Heinrich Jacobi, der Philosoph in Pempelfort. Er wagte es, im Namen aller Unbefangenen die Vertheidigung der natürlichen Ansicht zu führen, und that dies mit so viel einleuchtender Beredsamkeit, daß seine Schreibart, eben so weit entfernt von scholastischer Steifheit, als belletristischer Oberflächlichkeit, immerdar als Muster gelten wird. — Er war derjenige, welcher im menschlichen Gemüthe einen tiefen und geheimnißvollen Schatz ahnete, der noch lange nicht ausgebeutet, ja kaum noch berührt worden sei; und wenn er selber auch diesen Schatz nicht zu heben vermochte, so vertheidigte er ihn doch siegreich gegen die Ungläubigen, und lenkte die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen unablässig auf diesen Punkt. Er sprach hiermit aus, was mehr oder weniger jeder Gebildete fühlt; es

konnte ihm dabei an lauter und ſtiller Theilnahme von allen Seiten nicht fehlen, und ſo ſteht gewiß noch heut zu Tage der größte Theil des gebildeten Publicums auf ſeiner Seite."

Unter den Gegnern Jacobi's ſtreiten bekanntlich die Naturphiloſophen in erſter Reihe. Deſto mehr Aufmerkſamkeit verdient ein Ausſpruch Hegel's (Werke, XVI. 203.): „Jacobi iſt gleich einem einſamen Denker, der am Morgen des Tages ein uraltes Räthſel fand, in einen ewigen Felſen gehauen. Er glaubt an das Räthſel, aber er bemüht ſich vergeblich, es aufzulöſen. Er trägt es den ganzen Tag mit ſich umher, lockt wichtigen Sinn heraus, prägt ihn aus zu Lehren und Bildern, welche die Hörer erfreuen, mit edlen Wünſchen und Ahndungen beleben; aber die Auflöſung mißlingt, und er legt am Abend ſich nieder mit der Hoffnung, daß ein göttlicher Traum oder das nächſte Erwachen ihm das Wort ſeiner Sehnſucht nennen werde, an das er ſo feſt geglaubt hat." — Gern wird man einſtimmen in Hegel's Behauptung, daß bei Jacobi mehr Sehnſucht ſei nach dem Höchſten, als Erfüllung, eben ſo, wie es bei Sokrates und Platon geweſen; daß ſein Glaube nie zum Schauen geworden. Aber — möchte man den Helden des vergötterten Begriffes fragen — welcher Menſch hat denn jene Schranke überſtiegen,

die Allen geſetzt iſt? — Hegel iſt jetzt über ſechzehn Jahre todt; was er gelehrt, iſt ſeitdem von Schülern und Anhängern ſo vielfach verſtanden und gemodelt worden, daß längſt Allen klar ward, auch ihm „ſei die Auflöſung des Räthſels mißlungen.“ So urtheilen auch Diejenigen, die ihn ſelbſt nicht verantwortlich machen für die widerſinnigen und verderblichen Folgerungen, welche in neuerer Zeit aus ſeinem Syſtem entſprangen.

Ueberhaupt iſt es eine gefährliche Sache um jedes Syſtem des Denkens, das unbedingte Unterwerfung fordert. Die Geſchichte der Philoſophie lehrt, daß alsbald in den Händen der Schüler eine jede Philoſophie bedenkliche Umwandlungen erfährt. Denn jenes unſterbliche Warum, das mit jedem Menſchen neu geboren wird, erzeugt immer andre Löſungen und Antworten, ſo wie die Erfahrung des Lebens für Jeden eine verſchiedene iſt. So iſt insbeſondere der Geiſt des Grübelns, welcher, nebſt der Naturandacht, das Erbtheil des germaniſchen Stammes ſcheint, vor den andern Völkern Europa's, unerſchöpflich an neuen Geburten. Ob dabei unſer Volk, in der Reihe der Staaten, für ſeine geiſtige, ſittliche, religiöſe, und beſonders ſeine politiſche Entwickelung mehr gewonnen oder verloren, iſt eine ſchwer zu beantwortende Frage. Während in Deutſchland die Namen Kant und Fichte von allen Ka-

thedern wiedertönten, rollten die Schlachtendonner der Fremden über unſre Ströme und Berge. Eine ernſte Zukunft ſteht uns bevor. Es wird aller Kräfte des Geiſtes und Gemüthes, im unauflöslichen Verein, bedürfen, damit wir würdig ihr entgegentreten. Und fernab, da wir noch mitten auf den brauſenden Meereswogen uns befinden, zeigt ſich hinter ſchäumenden Brandungen im Nebel das Geſtade, dem wir zuſteuern müſſen. Ehre den Piloten, die beim Sturm auf Untiefen und Klippen ſich verſtehen! —

Wenn in jenem Goethe'ſchen Ausſpruche Jacobi ein geborner Diplomat genannt wird, ſo iſt dies ein großes Lob. Denn es gilt ohne Zweifel nicht bloß von dem feſten und gewandten Auftreten, der ſiegenden Anmuth der Rede, ſondern noch mehr von dem mächtigen Eindruck einer ſittlich reinen, menſchlich ſchönen Perſönlichkeit. Durch dieſe Eigenſchaft hat Jacobi die verſchiedenſten Menſchen und Anſichten ſich befreundet, indem er im Geheimen Jeden nöthigte, ihm die beſte Seite zuzukehren. Goethe hat es kein Hehl, daß er ſelbſt in Pempelfort an ſich dieſe Erfahrung gemacht. Gewiß war dies mehr oder weniger mit Jedem der Fall, der in Jacobi's Nähe kam. So liefert er den Erfahrungsbeweis, daß geiſtig hervorragende Menſchen, wenn auch im We-

ſen verſchieden, dennoch nicht ſo feindlich zu ſeyn brauchten, als es Manchem nöthig ſchien. Er verband ſie durch das Beſte, das ſie beſaßen, durch ächte Menſchenwürde. Nicht um dieſe oder jene Anſicht war es ihm bei den Menſchen zu thun, ſondern um den Zweck ihres Lebens, um ihr Dichten und Trachten. Daß Jakobi im Grunde den Menſchen zu ſeinem Gotte gemacht, wie Eichendorff (Ueber die neuere romantiſche Poeſie, S. 19) behauptet, läßt ſich mit ſeiner tiefen Gefühlsrichtung keineswegs vereinigen. Er ſchaut vielmehr zu einem Höhern auf, deſſen Daſeyn ihm Gewißheit iſt, obgleich ihm Nebel die Sonne noch verhüllt.

Lehren und Syſteme hat die Zeit in Fülle erzeugt und geſtürzt; die Forſchung beſteht. Ihr wird auch in der Zukunft mehr und mehr das Feld gehören. Viele Kämpfe auf dem Felde des Geiſtes ſtehen noch bevor; — wer kennt das Ende? — Den werden ſie nicht irren noch ſchrecken, der mit Jakobi's Ernſt und Liebe Denken und Leben zu einigen verſteht, und unter allen Umſtänden der höchſten Macht huldigt, die wir auf Erden kennen, der Wahrheit, die da frei *) macht im Geiſte und in der Liebe.

*) Evangelium Joh. 8, 32. Et cognoscetis veritatem et veritas liberabit vos, Und V. 36: Si ergo vos filius liberaverit, vere liberi eritis.

543968

Friedrich Heinrich Jacobi

im

Verhältniß zu seinen Zeitgenossen,

besonders zu

Goethe.

Ein Beitrag

zur

Entwickelungsgeschichte der neuern deutschen Literatur.

Von

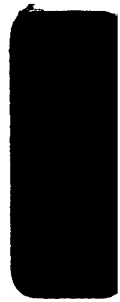
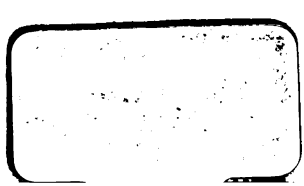
Dr. Ferdinand Deycks,

ordentlichem Professor der Philologie und Aesthetik an der Akademie zu Münster.

Vet. Ger. III B 613

Frankfurt am Main.

Verlag der Joh. Christ. Hermann'schen Buchhandlung.

F. E. Suchsland.

1848.